Anekdoten
von
König Friedrich II.
von Preussen,
und
von einigen Personen, die um Ihn
waren.

Nebst Berichtigung einiger schon gedrukten
Anekdoten.

Herausgegeben
von
Friedrich Nicolai.

EIGENTUM DER STADT AUGSBURG

Erstes Heft.

Berlin und Stettin, 1788.

An

Ihro Königl. Hoheit

die

verwittwete Herzoginn

von

Braunschweig.

Durchlauchtigste Herzoginn,
Gnädigste Frau!

Ew. Königl. Hoheit geruheten, als ich vorigen Sommer die Gnade hatte, Ihnen in Antoinettenruh aufzuwarten, Sich mit mir von Dero Königlichem Herrn Bruder zu unterhalten. Hochdieselben geruheten nachher meine Absicht, die gegenwärtige Sammlung herauszugeben, zu billigen, und durch die gnädige Mittheilung zweyer höchstmerkwürdigen Briefe dieses verewigten geliebten Königs, welche die hauptsächlichste Zierde dieses Heftes sind,

 mich

mich zu ermuntern, früher als sonst geschehen wäre, diese Sammlung zu liefern. Dieß macht es mir zur Pflicht, Ewr Königl. Hoheit sie ehrfurchtsvoll zuzueignen, und Hochdenselben öffentlich für den wichtigen Beytrag zu dieser Sammlung unterthänigst zu danken. Ich bin mit tiefster Ehrfurcht

Ewr. Königl. Hoheit

Berlin,
den 28. März
1788.

unterthänigster Diener
Friedrich Nicolai.

Vorrede.

Vorrede.

Die Herausgabe dieser kleinen Sammlung hat eine sehr zufällige Veranlassung. Als ich im Julius 1787, meiner Gesundheit wegen, in Pyrmont war, hatte ich das Glück, dort in einem kleinen Zirkel von schätzbaren Männern und geistreichen Frauenzimmern zu leben, deren Kenntnisse, feine Sitten, Anmuth, fröhliche Laune, Witz und Gutmüthigkeit, der Konversation jene Urbanität und Unbefangenheit gaben, die den Geist so sehr aufheitern und erhellen kann. Dieser angenehme Zirkel gewann in der letzten kleinern Hälfte meines Aufenthalts noch mehr Annehmlichkeit durch die Ankunft meines vieljährigen Freundes Hrn.

Hofraths Zimmermann aus Hannover und seiner vortreflichen Gemahlinn.

Wir wallfahrteten an einem heitern Nachmittage zum Königsberge, der seinen Namen durch den Aufenthalt Friedrichs des Großen im Jahre 1744 in Pyrmont erhielt, weil Er an einem Orte am Fuße dieses Berges sehr oft zu sitzen pflegte. An diesem den Bewohnern und Besuchern Pyrmonts immer noch heiligen Orte, von welchem man in ein anmuthiges von der friedlichen Emmer durchschlängeltes Thal herab sieht, wird der jetztregierende Fürst von Waldeck dem großen Könige ein Monument errichten lassen. Sehr natürlich fiel unser Gespräch hier auf den außerordentlichen Mann, der diesen reizenden einsamen Fleck vorzüglich liebte. Es wurden beym Zurückgehen verschiedene Anekdoten von Ihm erzählt. Mir selbst fielen verschiedene ein, welche der Gesellschaft interessant schienen; und ich widerlegte auch mehrere unrichtig erzählte gedruckte Anekdoten. Dieß gab Herrn Hof-

rath

rath Zimmermann Gelegenheit, freundschaftlich in mich zu dringen, ich möchte die mir bewußten Anekdoten aufzeichnen und herausgeben, und zugleich die unrichtig erzählten berichtigen. Ich lehnte dieß zwar damals mit guten Gründen ab, worunter vorzüglich der Mangel der Muße war; doch kam durch diesen Vorschlag der erste Gedanken eines solchen Unternehmens in meine Seele.

Nach meiner Zurückkunft, an einem schönen Herbsttage, wo ich bey einem einsamen Spatziergange empfand, wie sehr durch den wohlthätigen Gebrauch des Pyrmonter Brunnens und durch die Reise, mein Körper und mit ihm mein Geist gestärkt war, rief auch meine Einbildungskraft die schätzbaren Bekanntschaften zurück, die ich während der diesjährigen Kurzeit daselbst gemacht hatte. Das Bild mancher angenehm und lehrreich zugebrachten Stunde stand lebhaft vor mir; vorzüglich kam mir die Wallfahrt nach dem Königsberge und der damals geschehene Vorschlag meines würdigen Freun-

des wieder in Gedanken. Hiebey ward, durch verschiedene vergesellschaftete Ideen, die Idee der Ausführung desselben in mir viel lebhafter als das erstemal.

In Friedrichs des Großen Regierung fielen die glücklichen Jahre meiner Jugend und die Blüthe meines männlichen Alters. Was ich an Bildung des Geistes und an Weltkenntniß besitzen mag, erhielt ich in dieser Zeit, durch den Einfluß der freymüthigen unbefangenen Denkungsart, welche dieser große König begünstigte, und die sich hauptsächlich von Seinen Landen aus, (nachdem diese lange wegen eben dieser wohlthätigen Freymüthigkeit von Kurzsichtigen waren übel beschrieen gewesen,) in das übrige Deutschland ausbreitete, wo ihr seitdem so herrliche Früchte zu danken sind. Den siebenjährigen Krieg mit allen seinen wunderbaren Wechseln von Glück und Unglück erlebte ich in den Jahren, wo die Einbildungskraft starke und helle Bilder am leichtesten aufnimmt. Ich war Augenzeuge des unbeschreiblichen Enthusiasmus,

der sich damals sowohl der Unterthanen als selbst weit entfernter Ausländer bemächtigte; und ich nahm Theil daran. Ich erlebte die traurigen sieben Jahre nach diesem Kriege, wo Friedrichs Lande so sehr von den Folgen desselben gedrückt waren, wo Cirkulation und Industrie fast gänzlich stockte, und wo selbst einsichtsvolle Patrioten glaubten, die Wunde wäre unheilbar. Friedrich beynahe allein verlor nicht den Muth, Er strebte unermüdet von den ersten Tagen seiner Zurückkunft an, sein Land wiederherzustellen. Ich beobachtete aufmerksam die mannigfaltigen Wirkungen dieses Strebens. Ich sah zuweilen aus unrichtigen Principien gute Folgen entstehen; ich sah oft richtige Principien mißverstanden und sehr widrige Folgen haben: und bewunderte nicht selten in beiden Fällen den an Hülfsmitteln unerschöpflichen Geist, der auf die Mittelstraße wieder einzulenken wußte, wenn man am gewissesten hätte glauben sollen, die genommenen Maaßregeln müßten auf die tadelnswürdigsten Extreme leiten,

und

und der dennoch seinem Hauptzwecke immer getreu blieb. Wenn ich über viele wichtige Gegenstände irgend etwas weiß: Ueber Glaubensfreyheit, über Aufklärung, über Sittlichkeit, über Thätigkeit, über Industrie, über Handlung, über Cirkulation, über die Wendung, welche der Charakter von Nationen durch ihren Regenten nimmt, und über das, was einer Nation, wenn einmal ein bestimmter Charakter in ihr liegt, nicht leicht durch die Gewalt eines Regenten, ja selbst nicht durch die Zuneigung gegen Ihn genommen wird; so habe ich es meiner beständigen Beobachtung dieses im Frieden noch mehr wie im Kriege thatenreichen Mannes, und meiner mehr als zwanzigjährigen Aufmerksamkeit auf seine Verfügungen, und auf die Folgen derselben die uns vor Augen lagen, zu danken.

Ich empfand zuweilen, ich will es gern gestehen, auch mein Theil an dem Mißvergnügen, das sich anfänglich von nicht wenigen Seiten spüren ließ; denn gewöhnlich litten wir unter Friedrichs Fehlern unmittelbar,

und die Folgen seiner richtig gedachten Anordnungen zeigten sich oft nur nach und nach und ziemlich entfernt. Meine Ueberzeugung von der Weisheit seiner Regierung ward zuerst sehr lebhaft, als nach diesen sieben für Berlin so drückenden Friedensjahren, in den Jahren 1771 und 1772 eine allgemeine Theurung in Deutschland, und dadurch an vielen Orten Hungersnoth entstand. Damals ward hingegen in unserm Lande, dem man von Natur sehr wenig Hülfsmittel zutraut, und von dem man damals allgemein glaubte, es sey durch Krieg und vermehrte Abgaben ganz ausgesogen, zur allgemeinen nothdürftigen Verpflegung bis in die kleinsten Städte Rath geschaft; so daß das Elend bey uns, obgleich sehr groß, dennoch bey weitem nicht so schrecklich war, als in vielen andern blühender scheinenden Ländern. Ja es nahmen sogar viele Unterthanen aus benachbarten getreidereichen Provinzen zu uns ihre Zuflucht, und fanden Hülfe*): theils aus

*) Es wurden 1771 und 1772 allein vom Armendirektorium in Berlin gewiß 3000 wo nicht mehr

aus unserer eigenen Ersparung, theils durch Zufuhr durch unser Land über See*). Dieser

mehr Fremde aus andern Ländern verpflegt, welche die große Noth zu uns trieb, und die nach Endigung derselben zum Theil zurückgingen, zum Theil bey uns blieben. Ich weiß rührende und schreckliche Beyspiele davon. Das Armendirektorium, dessen gewöhnliche jährliche Ausgabe für die Berlinschen Armen über 80,000 Rthlr. ist, nahm in diesen zwey Jahren des Elends, in edler Zuversicht auf den König, ohne bey Ihm anzufragen, über 60,000 Rthlr. Kapitalien auf, um kein dringendes Bedürfniß, auch nicht das Bedürfniß ganz fremder Leute, hülflos zu lassen. **Friedrich** bezahlte diese Schulden in den Jahren 1775 und 1777. (S. Beschreib. von Berlin IIr Bd. S. 643.) Es ist dieß eine in seinem thatenreichen Leben kaum bemerkte That, aber vielleicht eine der edelsten.

*) Im Herbste 1771 und im Frühling 1772 gingen, auf besondere Erlaubniß des Königs, durch Magdeburg 60,000 Berliner Scheffel Getreide als Fürstengut, ohne allen Zoll, und 20,000 Scheffel mit dem gewöhnlichen Zolle (mit Erlassung des damaligen hohen Transito-Zolls) nach Kursachsen. Auch wurde eine beträchtliche Menge Getreide in Stettin für Sachsen ge-

ser große Zug in der Regierungsgeschichte Friedrichs ist, wie so viele andere, so viel ich weiß, bis jetzt öffentlich noch nicht bemerkt; aber mir schwebt noch lebhaft der Eindruck vor, den er damals auf mich machte. Ich fing an, deutlicher zu merken, was ich schon seit einiger Zeit geahndet hatte, daß dieser große Mann nicht, wie er verdiente, von allen Seiten bekannt war. Man hielt ihn fast allgemein für einen bloßen Soldaten, dessen Plane nur auf Krieg gerichtet wären, welcher damals von unserm Publikum täglich erwartet, ja sogar gewünscht ward. Bey näherer Aufmerksamkeit auf des Königs Betragen fand man es aber ganz anders. Man sah, je mehr man ihn beobachtete, so viele Eigenschaften in Ihm vereinigt, die sonst sich fast nie zusammen finden: bey so viel

Hel-

gekauft, und es würde mehr von da gekommen seyn, wenn es nicht an Schiffen gefehlt hätte. Dieß erzählte mir Herr Clements, damaliger hiesiger Kursächsischer Legationssekretär, der nachher in Wien als Resident dieses Hofes starb.

Heldenmuthe und bey so viel Talenten zum Kriege, so unermüdetes Bestreben alle Künste des Friedens und alle wohlthätige Folgen desselben in seinen Staaten auszubreiten. Vorurtheile wichen endlich, und aufmerksame Beobachter fingen an einzusehen, welche große Wirkungen, ununterbrochene Thätigkeit die nur auf wenige aber wohlgeordnete Zwecke sich einschränkt, verbunden mit Ordnung und mit unermüdetem Ausdauern, endlich hervorbringen kann.

Seitdem ich um mich sehen konnte, und einige Fähigkeit, Menschen zu beobachten, fühlte, war mir nichts wichtiger, als Beobachtung von Menschen. Einer der außerordentlichsten Menschen so nahe vor mir, noch interessanter für mich, als Regent meines Vaterlandes, als ein Regent, der täglich so viel für dasselbe that, so viel, dem Laufe gewöhnlicher Regierungen nicht gemäß, so viel großes und sichtbarlich wohlthätiges, so manches, das unerklärlich schien, so manches, das gewiß fehlerhaft war, alles aber

mit dem unverkennbaren Stempel eines großen weitsehenden Geistes bezeichnet, — zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Das Studium Seines Charakters ward seit mehrern Jahren mein Lieblingsgeschäft. Ich glaubte, den Menschen studiren zu müssen, um den Regenten besser kennen zu lernen; dem Regenten in allen den mannichfaltigen Theilen seiner Regierung, (durch deren simple Ordnung Er die Uebersicht so leicht machte) so viel ich als bloßer Privatmann konnte, folgen zu müssen, um die Eigenschaften des Menschen richtiger zu erkennen und mir zu erklären. Im Grunde war das Studium der eigentlichen Beschaffenheit meines Vaterlandes damit verbunden.

Ich hatte einige nicht unwichtige Gelegenheiten dazu. Alle merkwürdige öffentliche Begebenheiten, nicht nur Verordnungen und wirkliche Anstalten, sondern auch unausgeführte Ideen und Plane zur Beförderung des Ackerbaues, der Handlung, der Industrie, u. s. w. suchte ich, so viel mög-

lich, ihrer eigentlichen Veranlassung und ihrer wahren Tendenz nach kennen zu lernen, besonders die, welche von Ihm selbst herkamen. Wenn man in seinem Vaterlande nicht fremd ist, und beständig beobachtet, dabey einige Männer von Ansehen und Geschäftsleute kennet, ein gutes Gedächtniß hat, sich aber in nichts mischet, sondern fortdauernd diskret und verschwiegen ist, nichts zu irgend einer Absicht, sondern bloß zu seinem eigenen Unterricht zu wissen verlangt; so kann man wohl zu Kenntnissen dieser Art kommen. Es ist meines Erachtens sogar Pflicht eines denkenden Bürgers, den Staat genauer kennen zu lernen, in dem er lebt. So glaube ich nach und nach einen ziemlich zusammenhängenden Faden der Hauptbegebenheiten seit 1763 bloß für mich selbst gefaßt zu haben, der mir vieles in dem Charakter und in der Handlungsart dieses außerordentlichen Geistes aufschloß.

Den König, als Mensch, habe ich eben so lange und eben so aufmerksam zu beobachten gesucht, aus keiner andern Absicht, als bloß um einen deutlichen und richtigen Begriff von seinem Charakter zu erlangen. Sein häusliches Leben und selbst die kleinsten Vorfälle desselben waren mir wichtig. Ich kannte verschiedene Personen, die nahe um Ihn, viele, die mit solchen genau bekannt waren. Ich hatte nicht selten Gelegenheit von glaubwürdigen Leuten Seine Art zu leben, Seine Art mit Leuten von verschiedenen Ständen und Beschaffenheit umzugehen, Seine Gemüthsbeschaffenheit, Seine Fehler, Seine Vergnügungen, sowohl in frühern als in spätern Jahren, ziemlich deutlich und unter verschiedenen Gesichtspunkten beschreiben zu hören. Wenn einige Vorfälle bekannt wurden, oder wenn man sich Anekdoten erzählte, so ergriff ich die erste Gelegenheit, mich bey solchen Personen, welche die Wahrheit wissen konnten, genau zu erkundigen; und so erfuhr ich von manchen Umständen die wahre

Beschaffenheit, die sonst bald vergessen ward. Ich hatte besonders das Glück, drey Männer ziemlich genau zu kennen, die um den König sehr lange gewesen waren und Ihn daher sehr genau kannten: den Musiker Quanz, den Markis d'Argens, und den Obersten Quintus-Icilius. Quanz hatte den König schon im Jahr 1734 kennen lernen, und war seit 1740 (die Kriege ausgenommen) täglich ein paar Stunden in dessen Zimmer gewesen. Dieser alte Mann erzählte gern, wenn er einmal zu jemand Vertrauen hatte. Ich hörte ihm sehr aufmerksam zu, und that viele Fragen an ihn, die er sehr ausführlich zu beantworten pflegte. Niemand hat mir, durch Angabe vieler auszeichnenden Züge, von des Königs persönlichem Charakter, sowohl in seiner Jugend, als im männlichen Alter, einen deutlichern Begriff beygebracht, als Quanz, ungeachtet er selbst im Grunde Denselben einseitig beurtheilte. Alle musikalischen Anekdoten vom Könige weiß ich, durch Quanz und

durch seine musikalischen Zeitgenossen richtiger und genauer, als vielleicht sonst jemand, der jetzt noch lebt; den berühmten K. P. E. Bach in Hamburg ausgenommen. D'Argens war seit dem Anfange der Regierung des Königs, dessen Gesellschafter, und auf manche Art Sein Freund und Vertrauter. Quintus war gerade in den kritischen Zeiten nach dem siebenjährigen Kriege, da der König seine durch den Krieg erschöpfte Finanzen wieder in guten Stand setzen wollte, um den König, und hatte unter der Hand an vielen damals im Gange seyenden Planen viel Antheil. Er war oft mißvergnügt, wenn seine Absichten nicht gelangen, und alsdann war er sehr offenherzig. Von diesen drey Personen hörte ich sehr vieles, was mir über den wahren Charakter des Königs und in den Zusammenhang mancher Begebenheiten viel Licht gab. Ich habe nie viel darüber gesprochen, sondern wendete, was ich erfuhr, nur zu meinem eigenen Nutzen an, um mir selbst über viele wichtige Gegenstände deut-

liche Begriffe zu erwerben, und mein Nachdenken sicherer zu leiten. Es blieb mir aber vieles tief im Gedächtnisse eingeprägt, weil es mit Gegenständen, denen ich seit langen Jahren meine Aufmerksamkeit gewidmet hatte, genau in meiner Seele verbunden war; verschiedenes zeichnete ich auch mit einigen Worten auf.

Jetzt, indem ich mich dessen ganz im Zusammenhange erinnere, selbst indem ich das von mir aufgezeichnete durchgehe, um es mit dem was mir erinnerlich ist zu verbinden, mußten mir meine glücklichsten Jugendjahre, und die besten Jahre meines männlichen Alters wieder sehr lebhaft werden. Denn an diese Zeit, an die Geschichte der verschiedenen innerlichen Veränderungen in meinem Vaterlande, an die verschiedenen Personen, die daran Theil hatten, an die, welche mich über vieles belehrten, zu denken, heißt: mich der Uebung meiner eigenen Beurtheilungskraft, und der Zunahme und mannigfaltigen Bildung meiner Kenntnisse erinnern. Wie süß und lehrreich dieses

ses ist, kann nur der mitempfinden, der selbst anfängt alt zu werden, und ohne laudator temporis acti zu seyn, doch noch Erinnerung und Einbildungskraft genug hat, sich seine früher genossenen intellektuellen Vergnügungen lebhaft vorzustellen und dadurch nochmals zu empfinden.

In diesem Gesichtspunkte betrachtet, schien mir meines Freundes Vorschlag: die mir bewußten **Anekdoten von Friedrich dem Großen** aufzuzeichnen, für mich ein neuer Lebensgenuß zu seyn, den ich mir wohl erlauben könnte. Ich glaubte dabey: diese obgleich nur zufällig entstandene Idee würde, mit gehöriger Sorgfalt ausgeführt, dem Leser einen nicht bloß zufälligen Nutzen schaffen. Zwar blieb meine Muße immer sehr eingeschränkt. Ich glaubte aber, einige Stunden froher Zurückerinnerung an die Zeit meiner jugendlichen Jahre würden mir mehr Heiterkeit für diejenigen Stunden geben, die ich auf nothwendige, aber beschwerliche und zum Theil unangenehme Geschäfte zu verwenden genöthigt bin. Ich glaubte es wenigstens!

Indessen würde die Herausgabe dieser Anekdoten gewiß noch ein Jahr, und vielleicht noch viel länger seyn verschoben worden, weil den Winter über meine Geschäfte mir fast keine Viertelstunde Muße ließen; wenn ich nicht eine besondere Veranlassung gehabt hätte, jetzt schon die Herausgabe anzufangen. Diese war, daß mir Ihro Königliche Hoheit, die **verwittwete Herzoginn von Braunschweig**, im vorigen Monate zwey merkwürdige Briefe Ihres Königlichen Bruders mitzutheilen geruhte. Ich glaubte, den Abdruck dieser Briefe nicht verschieben zu dürfen, und bloß dadurch ward ich bewogen, den Abdruck dieses ersten Hefts zu beschleunigen. Demselben werden noch einige folgen, besonders wenn glaubwürdige Personen mir einige Beyträge mittheilen, oder wenn ich mich noch an verschiedene Vorfälle erinnern möchte, bey Gelegenheit, daß ich die Begebenheiten meiner frühern Jahre in Gedanken nochmals zurückrufe. Was schon gedruckt ist, werde ich wissentlich nicht

noch-

nochmals erzählen; es wäre denn, daß eine wahre Geschichte in einem Buche stände, wo man sie nicht sucht. Die Zeit der Fortsetzung kann ich nicht bestimmen, vielleicht erscheint aber nach einigen Monaten das zweyte Heft.

Die Anekdoten werden, wie schon dieses erste Heft zeigt, mehrentheils aus dem häuslichen Leben des Königs genommen seyn, und seinen persönlichen Charakter betreffen. Jeder billige Leser wird einsehen, daß es mehrerer Rücksicht bedarf, das, was öffentliche Geschäfte betrift, bekannt zu machen; gesetzt, daß man es auch noch so richtig wüßte. Es müssen auch, um Dinge dieser Art richtig zu beurtheilen, verschiedene Prämissen vorausgesetzt werden, die nicht jeder Leser hat, und der Erzähler nicht allezeit zu geben weiß. Dieß würden am besten so manche würdige Geschäftsleute thun können, die so viel Antheil daran hatten, dieses großen Königs Regierungsplane theils auszuführen, theils sie zu lenken. Ihnen bleibt es überlassen, die Memoiren ihrer

Zeit zu schreiben, wozu einige so vorzügliche Talente haben. Für mich ist ein Unternehmen dieser Art nicht. Vielleicht bloß beyläufig möchte ich auch einige dahin gehörige Anekdoten beybringen, aber auch nur beyläufig.

Ich habe mit Vorsatz vorzüglich auch Anekdoten über Personen, die um den König waren, erzählt. Ich glaube, sie werden nicht allein an sich interessant seyn, sondern selbst zur Charakteristik des Königs von verschiedenen Seiten beytragen. Dieses erste Heft betrift hauptsächlich den Markis d'Argens. Ich habe diese Anekdoten hier zusammengefaßt, weil sie eine Art von Zusammenhang haben. Künftig kann meine Sammlung vielleicht mehr Abwechselung erhalten.

Man kann die Eigenschaften und den Nutzen der Anekdoten von großen Männern aus verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Herr Prof. Büsch in Hamburg hat mit vieler Einsicht davon gehandelt*). Vielleicht könnte man noch eine eben angemerkte nothwen-

*) Im Niederelbischen historisch-politisch-litterarischen Magazine 1787. April. S. 272.

wendige Eigenschaft hinzufügen: daß Anekdoten nicht so aus dem Zusammenhange gerissen seyn müssen, daß sie entweder nicht verständlich sind, oder auf Charakter und Begebenheiten ein schiefes Licht werfen. Aber zuweilen fehlt dem, dem die Natur die Gabe der Darstellung versagt hat, auch noch die Beurtheilungskraft, zu überlegen, mit welchen andern Begebenbeiten eine erzählte Anekdote müsse zusammengehangen haben; zuweilen will man dieses auch nicht achten, damit die Anekdoten durch die Sonderbarkeit reizen sollen; aber denn wohl muß nothwendig alles schief erscheinen, und schiefe Beurtheilungen veranlassen. Ich glaube dieß bey Erzählungen dieser Art oft bemerkt zu haben, und dieß vermindert derselben Nutzen gar sehr.

Uebrigens ist bey Erzählung jeder Begebenheit wohl die **Wahrheit** die Hauptsache; fehlt diese, so ist alles übrige gar nichts werth. Darinn bin ich in dieser kleinen Sammlung sehr sorgfältig gewesen. Ich kann vielleicht nur wenig liefern; aber dieß wenige soll wahr seyn. Ich erhielt, was

ich

ich erzähle, nicht nur anfänglich aus sichern Quellen, sondern ich habe verschiedene noch lebende Personen noch jetzt über manches abermals befragt, habe über manches in Büchern sowohl als auch in Handschriften und Akten nachgeschlagen, und auch kleine Umstände dadurch zu verificiren gesucht. Zu mehrerer Bekräftigung werde ich am Ende jeder Erzählung anzeigen, von wem ich sie habe. Wenn dieß aber entweder aus der Erzählung selbst erhellet, oder ich meinen glaubwürdigen Zeugen nicht nennen kann, werde ich am Ende das Zeichen — * setzen. Was ich bloß als wahrscheinliche Sage erzählen sollte, bleibt unbezeichnet.

Eben meine Liebe zur Wahrheit hat mich auch bewogen, das in mehr als Einer Rücksicht unangenehme und bedenkliche Geschäft zu übernehmen, bereits gedruckte Anekdoten durch Zweifel und Berichtigungen der Wahrheit näher zu bringen. Freylich werde ich nur den allerwenigsten Theil der Falschheiten und Unrichtigkeiten dieser Art berichtigen können; denn es ist erstaunend, wie sehr viel unrichtig

er=

zählt wird. Ich habe es erfahren, wenn ich, wie oben angeführt, der wahren Beschaffenheit mancher Anekdoten gleich bey ihrem Ursprunge nachforschte. Nachher gehen sie noch dazu gemeiniglich aus Mund in Mund, jeder setzt zu oder nimmt ab, nach eigenem Wohlgefallen, und so sind sie am Ende entweder als Schneebälle vergrößert, oder fahren als Dunst aus einander, so daß fast nichts mehr übrig bleibt. Ich habe dieß nicht selten gemerkt, da ich die bekannten Sammlungen durchlesen mußte, um nichts schon gedrucktes abermals zu erzählen. Ich glaube mir durch lange Aufmerksamkeit auf den Charakter des Königs, ein gewisses Gefühl erworben zu haben, ob gewisse Erzählungen und sogenannte witzige Antworten mit seinem Charakter verträglich sind oder nicht; und von manchen ganz falsch erzählten Begebenheiten waren mir die wahren Umstände genau bewußt. Ich glaube also zu dergleichen Berichtigungen einigermaßen qualificirt zu seyn. Aber so leicht es ist, dergleichen falsche Erzählungen, wo man nur bloß sei-

ner Einbildungskraft folgt, niederzuschreiben; so schwer ist dennoch oft die Berichtigung, wo alles genau untersucht, verificirt, nachgefragt werden muß. Will man alles gehörig auseinander setzen, wie man es billig muß, so läuft man Gefahr, den Leser zu ermüden, der oft noch dazu eine romantisch scheinende Erdichtung mit der simpeln Wahrheit nicht einmal vertauschen mag. Zuletzt will auch gemeiniglich der Schreiber oder Erfinder einer solchen Anekdote, so schlecht er auch unterrichtet war, nicht unrecht gehabt haben; und da wäre es wohl gar noch nöthig, mit ihm darüber zu streiten. Wer mag das!

Herr Prof. Büsch führt an*), daß man, um die Glaubwürdigkeit von Anekdoten zu bewähren, auf das Zeugniß gleichzeitiger Schriften schon bauen möge, wenn sie von Zeitgenossen gelesen und nicht widerlegt werden. Es ist wahr, man muß es oft thun, sonst könnte fast keine Geschichte zusammenhängen. Aber wie sehr wenig auf diesen Grund der Zuverlässigkeit zuweilen zu bauen ist,

*) A. a. O. S. 281.

ist, davon wird unter andern die letzte Geschichte, die ich in diesem Hefte unter den Zweifeln erzähle, ein einleuchtendes Beyspiel geben. Manche Anekdoten, die von König Friedrich II erzählt werden, sind, obgleich gleichzeitig gedruckt, und obgleich nie widersprochen, dennoch unwahr. Leute, die sie lasen, und wohl wußten, daß sie falsch sind, mochten öffentlich nichts dawider einwenden, wovon ich viele Beyspiele weiß; daher werden solche falsche Erzählungen oft wiederholt, und endlich für wahr gehalten. Vielleicht kann ich durch meine Zweifel und Berichtigungen einiger wenigen unrichtigen Erzählungen verhindern, daß man hierinn nicht ferner allzu leichtgläubig ist. Wenigstens glaube ich, Zeit und Mühe nicht übel angewendet zu haben, wenn ich etwas zu richtigerer Beurtheilung des Charakters dieses so großen und so oft mißverstandenen Königs beyzutragen suche.

Fielding *), dieser große Menschenkenner und eifrige Republikaner sagt: „Der einzige

*) S. Fieldings Works Vol. VI. S. 122, oder History of Tom Jones. Book XII. Ch. 12.

„zige Fehler einer Monarchie sey die Schwie„rigkeit, unter so vielen einen Menschen zu „finden, der sich zu einem absoluten Monar„chen schicke; denn dieß Amt erfordere un„umgänglich drey Eigenschaften, welche, „wie aus der Geschichte erhelle, sehr selten „bey Fürsten zusammengefunden würden, „nemlich: 1) Genug Mäßigung, um mit „der Macht zufrieden zu seyn, die es den „Umständen nach für ihn möglich ist zu be„sitzen. 2) Genug Weisheit, um seine eigene „Glückseligkeit zu kennen. 3) Genug Güte, „um die Glückseligkeit anderer zu befördern, „wenn sie sich nicht nur mit der seinigen ver„trägt, sondern sie auch befördert."

Heil meinem Vaterlande! daß sich diese drey seltenen Eigenschaften bey Friedrich vereint befanden! Zwiefach Heil demselben! daß wir sie, obgleich auf vielfache Weise anders modificirt, in Friedrich Wilhelm abermals vereint erblicken! Berlin, den 18. März 1788.

Anekdoten

von

König Friedrich II.

Erstes Heft.

I.

Den ersten Platz in dieser Sammlung von Anekdoten verdienen mit Recht zwey bis itzt noch nicht bekannt gemachte Briefe des großen Königs selbst, an seine geliebte Schwester die verwittwete Herzoginn von Braunschweig. Ihro Königl. Hoheit haben die Gnade gehabt, sie mir, in Dero eigenhändigen Abschrift, mitzutheilen, mit der Erlaubniß, davon Gebrauch zu machen. Der erste Brief ist kurz nach dem Tode des verewigten Menschenfreundes, des Prinzen Leopold, geschrieben, um die Herzoginn über den Tod dieses von ihr innig geliebten Sohnes zu trösten. Der zweyte Brief ist der letzte, den der König an seine verehrungswerthe Schwester nur sechs Tage vor seinem Tode schrieb, wodurch er höchst merkwürdig wird. Ich liefere beide sowohl im Original als in einer Uebersetzung, in welcher ich nicht sowohl auf die bloßen Worte gesehen, als den Sinn zu erreichen getrachtet habe.

I.

ce 12 Mai 1785.

„Mon adorable Soeur"

„Il y a 70 ans passés, que je suis au monde, „et dans tout ce tems je n'ai vû que des jeux bi„zarres de la fortune, qui mêle quantité d'événe„mens facheux à quelques favorables qui nous ar„rivent. Nous balottons sans cesse entre beau„coup de chagrins & quelques momens de satis„faction. Voila, ma bonne soeur, le sort com„mun de tous les hommes. Les jeunes gens doi„vent être plus sensibles à la perte de leurs pro„ches et de leurs amis, que les vieillards. Les pré„miers se ressentent longtems de ces privations, „au lieu que les personnes de nôtre age les suivent „dans peu. Les morts ont l'avantage d'être à l'abri „de tous les coups de la fortune, et nous qui re„stons en vie, nous y sommes sans cesse exposés. „Toutes ces reflexions, ma bonne soeur, ne sont „guères consolantes, je l'avoue. Heureusement „que Votre sagesse et Votre ésprit Vous ont donné „la force de resister à la douleur qu'éprouve une „tendre Mere, en perdant un de ses enfans cheris. „Veuille le ciel continuer de Vous assister, en con„servant une soeur, qui fait le bonheur de ma vie. „Daignés, ma bonne Soeur me croire avec le plus „tendre attachément et la plus haute considération"

Mon adorable Soeur

Votre fidele frere & serviteur

Féderic.

2.

I.

„den 12. Mai 1785."

„Meine verehrungswerthe Schwester"

„Es sind über siebenzig Jahre, seit ich auf der „Welt bin, und während dieser ganzen Zeit habe „ich nichts als sonderbare Spiele des Glücks gese„hen, welches zu einigen angenehmen Vorfällen, „die uns begegnen, nicht wenig widrige mischet. „Wir schweben beständig zwischen vielem Kummer „und einigen vergnügten Augenblicken. Dieß „ist, meine liebe Schwester, das gewöhnliche „Schicksal aller Menschen. Jungen Leuten muß „der Verlust ihrer Verwandten und Freunde em„pfindlicher seyn, als den Alten. Die ersteren „vermissen lange die Freunde, die ihnen der Tod „entzogen hat; dagegen Leute von unserm Alter „wissen, daß sie ihnen bald folgen werden. Die „Abgeschiedenen sind nun vor allen Unglücksfällen „gesichert; wir die wir am Leben bleiben, sind „denselben beständig ausgesetzt. Alle diese Be„trachtungen, meine liebe Schwester, sind nicht „sehr tröstend; ich gestehe es gern. Glücklicher„weise giebt Ihnen Ihre Weisheit und Ihr Geist „die Stärke, dem Schmerz zu widerstehen, den „eine zärtliche Mutter beym Verluste eines Ihrer „herzlichgeliebten Kinder fühlen muß. Möge „der Himmel fortfahren Ihnen beyzustehen und „mir eine Schwester erhalten, die das Glück mei„nes Lebens ist. Glauben Sie, meine liebe Schwe-

2.

ce 10 d'Aout 1786.

„Mon adorable Soeur"

„Le Medecin d'Hannovre †) a voulu se faire „valoir chez Vous, ma bonne soeur; mais la ve„rité est, qu'il m'a été inutile. Les vieux doi„vent faire place aux jeunes gens, pour que cha„que génération trouve sa place; et à bien exa„miner ce que c'est que la vie, c'est voir mourir et „naître ses compatriotes. En attendant je me „trouve un peu soulagé depuis quelques jours. „Mon coeur Vous reste inviolablement attaché, „ma bonne soeur. Avec la plus haute consideration."

Mon adorable Soeur

Votre fidele frere et serviteur
Féderic.

†) Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser berühmte Arzt einsah, des Königs Krankheit sey tödlich, daß er aber der geliebten Schwester des Königs, als Sie ihn um dessen Zustand mündlich befragte, die ganze Größe der Gefahr nicht habe entdecken können und wollen, sondern Ihr noch einige Hofnung übrig gelassen habe. Diese hatte die Herzoginn dem Könige, den Sie so zärtlich liebte, vermuthlich mittheilen wollen. Aber der König, der sechs Tage vor seinem Tode wohl fühlte, daß alle Hülfe vergeblich seyn müßte, wollte es selbst Ihr ankündigen.

„ster, daß ich mit der zärtlichsten Zuneigung und
„mit der vollkommensten Hochachtung bin“
„Meine verehrungswerthe Schwester“
„Ihr treuer Bruder und Diener
„**Friedrich.**“

2.

„den 10. August 1786.“

„Meine verehrungswerthe Schwester“

„Der Hannöversche Arzt †) hat Ihnen nur
„sagen wollen, er habe das Aeußerste gethan was
„er konnte, meine liebe Schwester; die Wahr-
„heit aber ist, daß er mir nicht helfen konnte. Die
„Alten müssen den jungen Leuten Raum machen,
„damit jedes Menschenalter seinen Platz finde;
„und wenn man recht überlegt, was das Leben ist,
„so ists nichts, als daß man seine Mitbürger ster-
„ben und geboren werden siehet. Indessen befinde
„ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert.
„Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben,
„meine liebe Schwester. Mit der vollkommensten
„Hochachtung“
„Meine verehrungswerthe Schwester“
„Ihr treuer Bruder und Diener
„**Friedrich.**“

Wer kann diese Briefe lesen, ohne äußerst da-
von gerührt zu werden? Man denke bey dem

ersten daran, daß ein siebenzigjährigen Mann, ein König, der so viel in diesen Jahren erlebt hatte, hier eine zärtlich geliebte Schwester, die so unvermuthet ihren geliebten Sohn verloren hatte, trösten will: Wie simpel wie zweckmäßig ist alles! Wie sehr kannte der große Mann das Herz einer Mutter, das bey einer solchen Gelegenheit, bey einem warm bezeugten Mitleide sehr leicht stärker zu bluten beginnt. Er fängt mit ganz gewöhnlichen obgleich sehr wahren und hier sehr passenden Betrachtungen an. Er bemerket selbst, daß sie nicht tröstend sind. Wer wollte auch gleich nach einem so harten Schlage eine Mutter trösten wollen! Die beste Art ist, Theilnehmung zu zeigen, und der Natur ihre Rechte zu gönnen. Dieß that auch der königliche Bruder. Er versichert seine geliebte Schwester, daß Ihre Weisheit und Ihr großer Geist Ihr Kräfte geben werde, um ihren gerechten Schmerz zu ertragen. Dann erst erwähnt er mit dem zärtlichsten Schmerz den traurigen Verlust fast nur ganz leise und in wenigen Worten, und geht von da mit inniger Empfindung zu der Erinnerung über, daß Sie in Ihm einen Bruder habe, dem Sie das Glück seines Lebens ist. So schrieb Friedrich der Große, dieser so oft

ver-

verkannte Held, von dem so viele ausbreiteten, er wäre von Natur hartherzig.

Der zweyte Brief ist von einem so großen Manne, sechs Tage vor seinem Tode in der äußersten Schwäche geschrieben, an eine geliebte Schwester geschrieben, um ihr Seinen Tod anzukündigen. Aber welche Zärtlichkeit, welche schonende Besorglichkeit in diesen Stunden, wo er den Tod augenblicklich erwartete. Er nimmt nicht von Ihr Abschied, denn dieß hieße Ihr das Herz brechen. Er verheelt ihr aber auch den unvermeidlichen Tod nicht, denn das hieße Ihr eine vergebliche Hoffnung machen †), die nachher in ein zärtliches Herz noch tiefer einschneidet. Er nennt ihr nicht einmal den Tod, dem er so ruhig entgegen sah, weil er doch wußte, wie dieß Wort schon in das zarte weibliche Schwesterherz greifen würde. Er sagt nur voll Gemüthsruhe: „Der Arzt, selbst „der beste Arzt konnte mir nicht helfen. Alte müssen ja jungen Leuten Raum machen, daß jedes

†) Der König verbot, wenige Wochen vor seinem Tode, einem angesehenen Herrn Seines Hofes, der nach Braunschweig reisete, ausdrücklich und wiederholt: Seiner Schwester Seinen Zustand nicht leichter vorzustellen, damit Sie sich nachher nicht noch mehr kränke.

„Menschenalter Platz finde. Sterben und gebo-
„ren werden ist was wir während unsers ganzen
„Lebens erblicken.“ Meiner Empfindung nach ist ein unbeschreiblicher Nachdruck darin, daß er hier Sterben vor Gebohrenwerden setzt. Es liegt darin der frohe Blick in das wohlthätige Gesetz: daß nichts in der Natur stirbt, daß jedes Untergehen ein neues Entstehen verursacht. Der Lehrdichter Witthoff redet in gleichem Verstande die Natur an:

Vollständig, ewig jung, unfähig zum Veralten,
In täglich sterbenden und werdenden Gestalten,
Bestehst du wie du warst, so wenig alt wie neu.
Hier treten Wesen auf, da gehen Wesen unter.
Du tilgst und zeugest stets, stets wirkend und stets munter,
Sorgst du, daß jeder Tod ein Quell des Lebens sey.
Verschwindet auch die Pracht der abgelebten Floren,
So folgt ihr doch Pomona nach;
Wenn diese stirbt, wird jene neu geboren.
Das Grabmal wird ein Brautgemach. †)

Endlich! wie zärtlich ist es, daß der königl. Bruder seiner geliebten Schwester den unvermeidlich nahe bevorstehenden Tod zwar nicht verbergen will; aber ihr eine zufällige Erleichterung, von der er gewiß selbst nichts erwartete, doch noch meldet, doch ihr, selbst

†) S. Witthofs Sokrates im I. Bande seiner Gedichte. S. 276.

selbst auf einen Augenblick, dadurch eine Erleichterung schaffen will, und die Versicherung damit verbindet, daß Sein Herz Ihr unveränderlich ergeben bleibe. Ach! er wußte wohl, daß er dieß zum letztenmale schrieb!

Ich hätte vielleicht über diese zwey vortrefliche Briefe keine Anmerkungen machen sollen, da ihr Innhalt, und der große Mann der sie schrieb, nebst den Umständen in welchen er sie schrieb, schon genug ans Herz greifen. Aber es war mir nicht möglich, sie abdrucken zu lassen, ohne einigermaßen den Empfindungen Luft zu machen, die sich dabey in meinem Gemüthe so sehr drängten.

II.

Der Markis d'Argens ist als Schriftsteller bekannt, und das Publikum kömmt über den Werth und Unwerth seiner Schriften ziemlich überein, ob gleich viele sonst billige Leute der Freimüthigkeit und Wahrheitsliebe die er in seinen Schriften zeigt, nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren lassen. Man vergißt, wie wenig man im J. 1736, da seine Lettres juives herauskamen, selbst in Frankreich über die gröbsten Religionsmißbräuche und über die scheußlichste Intoleranz seine Meinung freymüthig

sagen

sagen durfte. Man vergißt, welcher Muth damals dazu gehörte, sich aus den groben Vorurtheilen der Erziehung herauszuziehen, und daß d'Argens diesen Muth hatte. Man bleibt nur bey den Mängeln seiner Schriften stehen, die er größtentheils doch mit den mehresten guten Schriftstellern seines Zeitalters und seiner Nation gemein hat. — Eben so falsch ward der Markis als Mensch beurtheilt. Man rechnete ihm immer noch einige Unbesonnenheiten seiner Jugend allzustreng zu seinem Nachtheile an, als er schon ein Mann war. Einige davon sind doch Jünglingen von einer so lebhaften Nation wie die französische, und aus der fröhlichsten Provinz, der Provence, nicht ungewöhnlich; und überhaupt würde man alle nicht wissen, wenn er sie nicht mit seltener Offenherzigkeit, durch welche er schon auf einige Vergebung Anspruch machen darf, selbst beschrieben hätte. †)

Ich will nur einen einzigen Beweis seines wahrhaft edlen Charakters anführen. Sein Buch: la Philosophie du bon sens ward von der Geistlichkeit in Frankreich äußerst verketzert. Sein Vater, erster

Prä-

†) Mémoires et Lettres de Mr. le Marquis d'Argens. Londres 1735. 12.

Präsident zu Aix, der, seines Standes halber, die Geistlichkeit nicht wider sich aufbringen konnte, ward durch dieselbe gezwungen, dem Sohn das Recht der Erstgeburt wegen dieses Buchs zu nehmen, und es seinem zweyten Sohne, dem Präsidenten d'Eguilles zu geben. Der Markis ertrug dies mit vieler Gleichmüthigkeit, und liebte unter seinen Verwandten seinen Bruder d'Eguilles vorzüglich mit der größten Zärtlichkeit. Aber über diesen und mehrere edle Züge seines Charakters sah man weg; und wußte von seinem Leben in seinen reifern Jahren und in seinem Alter nichts genauers zu erzählen, als einige äußerliche Sonderbarkeiten, die freylich auch gemeinen Beobachtern eher in die Augen fielen, als seine sehr schätzbare Seite.

Er ging wenig, oder eigentlich fast gar nicht aus, sondern beschäftigte sich immer auf seinem Zimmer. Er war sehr empfindlich gegen die Kälte, und zog daher beständig ein Paar Schlafröcke über einander, und trug beständig über eine baumwollne noch eine wollene Mütze auf dem Kopfe. Eben so war ihm trübes Wetter äußerst unangenehm. Wenn man ihn in gute Laune setzen wollte, mußte man erst mit ihm von schönem Wetter reden, und wenn nur der Himmel nicht ganz bewölkt

war, ihn versichern, die Sonne scheine hell und die Luft sey warm: welches der gute alte Mann bey nur einigem Grade von Wahrscheinlichkeit sehr gerne glaubte, weil er gern gutes Muths seyn mochte. Man verlachte ihn bitter über diese kleinen Schwächen. Aber man überlegte nicht, daß dieser Mann in der warmen und heitern Luft der Provence geboren war, und sein Vaterland ausserordentlich liebte. Wer unser nördliches Klima von Jugend auf gewohnt ist, mag sich keinen Begriff machen, wie schwer es oft einem im südlichen Himmelsstriche Gebornen wird, in dem unsrigen angenehm zu existiren. Man durfte dem Markis d'Argens nur den beau soleil de Provence nennen, so erheiterte sich seine ganze Physiognomie.

Er hatte freylich noch mehrere Schwachheiten, die man nicht ganz ohne Lächeln betrachten konnte. Z. B. Er fürchtete sich vor allen Krankheiten. Man konnte ihm sehr leicht einbilden, er sey krank; und er selbst bildete es sich leicht ein. Er war dabey, was man von ihm am wenigsten glauben sollte, in einigen Stücken abergläubisch. Er hielt etwas auf Vorbedeutungen; und ward z. B., wenn bey Tische ein Salzfaß umgeworfen ward, äußerst mißmuthig. Ein unvermutheter Anblick einer

Heerde

Heerde Schweine oder schwarzgekleideter Leute, war ihm höchlich zuwider. Er verheelte übrigens nicht, daß er selbst dies für Schwachheiten hielt, gestand aber seinen Freunden, daß alle philosophische Gründe die unwillkührlichen Empfindungen bey ihm nicht unterdrücken könnten. †)

Er besaß aber bey diesen Schwachheiten, wegen welcher er oft hinter seinem Rücken verspottet ward, viel schätzbare Eigenschaften, die ihm beynahe gar nicht angerechnet wurden. Er hatte wirklich mehr gelehrte Kenntnisse, als man sonst bey einem französischen Hofmann findet. Besonders war er in den griechischen Philosophen und in den Kirchenvätern nicht unbelesen. Er besaß in den schönen Künsten, vorzüglich in der Malerey gute Kenntnisse. Ausser Algarotti hatte vielleicht kein Gelehrter in größerem Maaße, wie d'Argens, die Gabe, den Hofleuten und Weltleuten seine Kenntnisse in Wissenschaften und schönen Künsten mitzutheilen und sie ihnen angenehm zu machen. Er war

†) Der Verf. der Vie de Voltaire par M. (1787. 8. gr. sagt S. 118 nicht übel: d'Argens, comme philosophe doutait de tout, comme homme de société croyait tout. Das übrige, was er von dessen Charakter sagt, ist unrichtig und unbillig.

war ein sehr ehrlicher Mann und ein guter Hausvater. Er liebte seine Gemahlinn †) zärtlich, und war äußerst sorgsam für alles, was derselben Wohl betraf. Alles, was um ihn war, war ihm werth; und wenn er zuweilen jemand in einige Verlegenheit setzte, geschah es nur, weil er in der besten Absicht allzugern dessen Vergnügen noch mehr befördern oder anordnen wollte. Er war unbeerbt, liebte aber Kinder, und hatte nach einander zwey Pflegetöchter bey sich, auf deren gute Erziehung und künftige gute Verheirathung er mit größter Sorgfalt bedacht war. Die zweyte Pflegetochter adoptirte er in Frankreich

†) Ich weiß gar nicht, woher Herr Rath Adelung, (in der Fortsetzung von Jöchers Gelehrtenlexikon S. 1052) die ganz falsche Nachricht mag genommen haben: daß der Markis sich von seiner Gemahlinn getrennt habe. Diese rechtschaffene und liebenswürdige Frau, eine geb. Cochois, hat ihm niemals die geringste Ursachen zum Mißvergnügen gegeben. Beide waren ein Muster einer glücklichen Ehe. Sie liebte ihn aufrichtig, war genau aufmerksam auf alle seine Wünsche, hatte mit allen seinen kleinen Schwachheiten außerordentlich viel Geduld, und pflegte ihn sorgfältigst bey seiner öftern Kränklichkeit. Sie lebt, so viel ich weiß, noch in der Provence, und ist, selbst in der dort sehr ansehnlichen Familie des Markis, in großer Achtung.

reich, kurz vor seinem Tode, und verheirathete sie an einen Parlamentsrath in Aix, von einem sehr guten Hause. Sein kleiner häuslicher Zirkel war wirklich ein sehr angenehmer Anblick. Der Markis war voll der äußersten Gutmüthigkeit in allen seinen Handlungen; seine provenzalische Lebhaftigkeit machte zwar, daß er leicht aufbrausete, aber er ließ sich auch eben so geschwind zufrieden sprechen. Er hatte sehr lebhaften Witz, war daher bey gesunden Tagen der angenehmste Gesellschafter, voll Naivetät und guter Laune. Seine Repartieen waren oft sehr kaustisch, doch nie beleidigend. Er war wohlthätig und edel in seinen Gesinnungen, und tolerant in Religionssachen. Man hielt ihn für einen Religionsspötter. Es ist wahr, daß er über die Pfaffereyen der katholischen Geistlichen und Mönche oft mit sehr lebhaftem Witze lachte; aber die Religion selbst machte er nicht lächerlich. Seine Gemahlinn ging sonntäglich in die Messe. Seinen alten treuen Bedienten Jean, und seine Köchinn, die lutherisch waren, schickte er Sonntags Nachmittags in die lutherische Kirche; und seine erste Pflegetochter, die reformirt war, mußte nicht allein alle Sonntage eine reformirte Predigt hören, sondern er machte sogar für sie, da er sie be-

besonders liebte, einen kurzen Auszug aus dem Heidelbergschen Katechismus, und unterwies sie in der Religion nach reformirten Grundsätzen. Wahr ist es, daß er selbst weder die Messe noch eine Predigt hörte.

Der Markis d'Argens, als er wegen seiner Philosophie du bon sens von der Geistlichkeit in seinem Vaterlande verfolgt ward, gieng er nach Holland, und von da nach Deutschland. Er kam auf Empfehlung der Frau Mutter des jeztregierenden Herzogs von Wirtemberg in den ersten Jahren der Regierung K. Friedrichs II. nach Berlin. Er ward Kammerherr, nachher Direktor der philologischen Klasse der Akademie, und auch eine kurze Zeit Direktor der Schauspiele.

Er war des Königs Gesellschafter, und man kann wohl sagen, dessen wahrer Freund. Der König fand bey wenigen von den Ausländern, die er in den ersten funfzehn Jahren seiner Regierung um sich hatte, und mit Wohlthaten überhäufte, wahre Zuneigung, da er Anfangs die Meinung hatte, in ihrer Gesellschaft nicht König seyn zu wollen, sondern ein Bedürfniß in sich fühlte, zuweilen eine Stunde freundschaftlich sein Herz zu öfnen. D'Argens schilderte mir diese Männer fol-

gendermaßen: er, der sie genau gekannt hatte, der ein völlig unbefangener Mann und als er mit mir von ihnen sprach, in gar keiner Kollision mit ihnen war, die ihn hätte parteyisch machen können.

Darget war ein ehrlicher Mann, dem aber der Aufenthalt beym König zur Last fiel, und der sich nach Frankreich zurücksehnte; er schätzte den König hoch, aber liebte ihn nicht. — De la **Mettrie** ward von dem Könige wirklich nicht geschätzt. Er betrachtete ihn vielmehr als einen Possenreißer, der zuweilen entre deux vins belustigen könnte. De la **Mettrie** bezeugte sich äußerst unwürdig gegen den König, er plauderte nicht nur in der Stadt aus, was an der Tafel des Königs war geredet worden, sondern erzählte alles falsch und mit hämischen Zusätzen. Besonders that er dieses an der Tafel des Lord Tyrconell, des damaligen französischen Gesandten, bey dem er auch starb †). —

†) Er hatte beym Lord Tyrconell sich an einer Trüffelpastete eine Indigestion zugezogen. Er wollte ersticken, und ließ sich, gegen das eifrige Zureden seiner Freunde, besonders des Hrn. D. **Mac-Mahon**, Arztes des Gesandten, eine Ader öffnen. Er wollte

Algarotti, ein sehr feiner Mann und sehr feiner Politiker, gefiel sich in Friedrichs Gesellschaft, weil dieser König und ein Mann von Geiste war. Der König schätzte ihn sehr und liebte ihn wegen seiner guten Eigenschaften; aber Algarotti sah mehr auf das Ansehen, das ihm des Königs Freundschaft gab, und liebte den König nicht, welches der-

selbe

wollte selbst Arzt seyn; und man stellte ihm daher vor, daß dieß wieder die ersten Begriffe der Medicin wäre. Seine Antwort war: Je veux accoutumer mes indigestions aux saignées; aber er starb beym ersten Versuche. La Mettrie hatte bekanntlich immer über alle Religion gespottet. Ein Irrländischer katholischer Priester, der im Hause des französischen Gesandten war, wollte ihn am Ende noch bekehren, oder doch das Ansehen davon haben, wie dieß sehr gewöhnlich ist. Er drängte sich ins Zimmer des Kranken, und dieß Zudringen ward von einigen Leuten begünstigt, die dadurch den de la Mettrie dem Könige noch verächtlicher zu machen trachteten. Der Kranke wollte von allem dem, was ihm der Priester sagte, nichts hören. Dieser aber blieb immer sitzen. Endlich rief de la Mettrie, indem der Schmerz sehr arg ward, die Worte Jesus Marie aus! Ah! vous voilà enfin retourné à ces noms consolateurs! rief der Irrländer. De la Mettrie sagte: Mon Père, ce n'est qu'une façon de parler, und starb wenige Minuten darauf.

selbe auch zuletzt wohl merkte. — **Maupertuis**, den der König wegen seiner Wissenschaften und wegen seines angenehmen Umgangs schätzte, war beständig voll Grillen und Prätensionen, und beneidete jeden, mit dem der König freundschaftlich sprach, weil er glaubte so viel zu verlieren als ein anderer gewann. Er war daher niemals zufrieden, und machte dem Könige, dem er mit seinen Grillen beschwerlich fiel, und der ihn gern hätte zufrieden stellen wollen, sehr viel Verdruß. — **Voltaire**, obgleich bey weitem der größte Schriftsteller unter allen, war auch der undankbarste gegen den König †). Er war neidisch gegen jeden, den der König vorzog. Seine meiste Bitterkeit gegen den König kam daher, daß er sich immer noch nicht genug von Ihm vor den übrigen gelehrten Lieblingen ausgezeichnet glaubte. Voll Stolz und Petulanz schlug er daher nicht selten, wenn alles in bester Laune war,

 die

†) Der Graf Guibert, der überhaupt Friedrich den Großen im Ganzen, so edel, so billig, so richtig beurtheilt, sagt von dem Umgange des Königs mit Voltairen sehr wahr: Le sentiment, les procedés et les menagémens furent toujours plus de coté du Prince que du Poëte. Eloge du Roi de Prusse. S. 10.

die andern in des Königs Gegenwart, auf eine un-artige Weise nieder, die den König nicht selten selbst verstimmte; ja, zweymahl, da Voltaire allzu insolent ward, mußte der König, als König spre-chen, und Voltaire war, so stolz er sich gezeigt hatte, nun augenblicklich sehr gedemüthigt. Aber er rächete sich durch unartige und zum Theil fal-sche Erzählungen, hinter des Königs Rücken †) Er rühmte sich des Königs Werke zu korrigiren, welches, wie d'Argens versicherte, (außer zufälligem Rath über einzelne Wörter oder Redensarten) nicht der Wahrheit gemäß war; und sprach doch verächt-lich von denselben. Es ist gewiß, daß Voltaire von den Schriften des Königs, die ihm unter dem Siegel des Geheimnisses anvertrauet waren, heim-lich Abschriften nehmen ließ, und daß die Poesies diverses zuerst durch ihn, wider des Königs Willen, öffentlich bekannt wurden. Der König hatte also nicht Unrecht, ihm in Frankfurt am Main diese Abschriften wegnehmen zu lassen; sonst würde ge-wiß

†) Argens sagte mit seiner provenzalischen Lebhaf-tigkeit einst zu mir, von Voltaire: Le B-a de l'esprit comme trente, mais il est malicieux comme un vieux singe.

wiß noch mehr bekannt geworden seyn. Der König schätzte seine außerordentlichen Talente nach Verdienst, und liebte ihn mehr, als er es um ihn verdient hatte. Schon während des siebenjährigen Krieges war der König wieder mit ihm in Briefwechsel, und dem Anscheine nach im besten Vernehmen. In einer Entfernung von hundert Meilen ging das an; aber in der Nähe würde es bald vorbey gewesen seyn, nicht durch des Königs, sondern durch Voltaires Schuld. D'Argens sagte: Le Roi veut tacher de se faire aimer de lui, mais il ne réüssira pas. Es ist ein Zeichen von des Markis d'Argens gutmüthigem und verträglichen Charakter, daß er mit diesem ungestümen Manne, so lange sie beide um den König waren, nie einen Zwist gehabt hat.

Ueberhaupt wäre es wohl zu wünschen, daß aus noch vorhandenen Nachrichten, der Umgang des Königs mit diesen französischen Gelehrten näher auseinander gesetzet würde. Man würde sehen, daß der König genöthigt war, sich von ihnen zurückzuziehen, weil die meisten nicht selten seine Güte mißbrauchten. Er glaubte an ihnen litterarische Freunde zu finden, in deren Gesellschaft Er die Sorgen der Regierung vergessen, und Geist

und Herz in ihrer Konversation öffnen könnte. Aber sie glaubten nun den König ganz als Ihres Gleichen traktiren zu dürfen. Sie wollten ihren Zänkereyen durch Ihn Sanktion geben, waren äußerst indiskret darinn, und wenn seine Ideen nicht die ihrigen waren, so führten sie sich sehr undankbar auf, und zeigten genug, daß sie bloß ihr eigenes Selbst suchten, aber nichts um des Königs willen thaten, den sie nur für ein Mittel ansahen, sich selbst zu heben.

D'Argens hingegen hatte wirklich die herzlichste Zuneigung zum Könige; auch wußte der König dieß sehr wohl, und deßwegen liebte Er ihn vor allen Ausländern. Sie waren sehr vertraut. †) Der König scherzte viel mit ihm, und ward auch, wie es seine Art war, zuweilen sehr kaustisch. D'Argens wußte wieder zu scherzen, denn sein Witz stand ihm in der Konversation sehr zu Gebote. Aber er wußte auch an sich zu halten, wenn er merkte, daß der König nicht in der Laune war, sich Repartieen

geben

†) Die Nachrichten vom Umgange des Königs mit dem Markis d'Argens und von vielen dahin gehörigen Vorfällen, habe ich theils aus dem Munde des sel. Obersten Quintus Icilius, theils von einem genauen Bekannten des Markis.

geben zu lassen. Machte es der König aber zu arg, so fuhr er entweder mit seiner provenzalischen Lebhaftigkeit auf, und dann konnte selbst der König vor ihm nicht zum Worte kommen. Oder er schmollte auch wohl einige Tage lang, gab sich für krank aus, und dann schickte der König gewöhnlich mehrmals zu ihm, oder schrieb ihm öftere Briefe, ehe er wieder kam. Auch alsdenn schalt er zuweilen noch wenn er ins Zimmer kam, halb im Scherz halb im Ernst. Der König kam ihm sodann entweder mit offenen Armen entgegen, oder gab ihm treuherzig die Hand. Der König, ob er gleich über des Markis kleine Schwachheiten, besonders über seine eingebildeten Krankheiten sich divertirte, und sich oft ein kleines Fest daraus machte, dessen Zorn zu reizen, weil ihn das lebhafte Auffahren desselben belustigte, konnte doch nicht im Ernst böse auf ihn seyn, weil er allzugut wußte, welch ein ehrlicher Mann, und wie aufrichtig ihm ergeben d'Argens war.

Während seines Aufenthalts am Preußischen Hofe that er drey Reisen nach der Provence. Zu jeder derselben gab ein kleines Misverständniß mit seinem Königl. Freunde Gelegenheit. So bald er aber

einige Stationen von Potsdam entfernt war, hatte er schon sein Misvergnügen vergessen, und schrieb dann schon dem Könige Briefe voll rührender Ausdrücke der Dankbarkeit und Anhänglichkeit. Er war gewiß, den nächsten Posttag die freundschaftlichsten Antworten vom Könige zu erhalten. Auch dachte er, so sehr er auch gemeiniglich, aus Misvergnügen, auf die Abreise bestanden hatte, doch in den ersten Tagen nach derselben schon an seine Zurückkunft. Er sagte seiner Reisegesellschaft im Wagen: Er habe nun den festen Vorsatz gefaßt, die Einladungen des Königs zur Abendmahlzeit nicht mehr so oft und so ungestüm abzuschlagen; und sehr wahrscheinlich nahm sich **Friedrich** auch vor, ihn nicht mehr über seine eingebildete Krankheiten so laut zu verspotten: denn das war es, was der Markis am wenigsten ertragen konnte. Die dritte und letzte Reise geschah 1769. Auf derselben war es eben so, und der Markis würde wahrscheinlich wieder zurückgekommen seyn, wenn ihn der Tod nicht übereilt hätte.

In einer Zeit von beynahe dreißig Jahren, die er um den König war, hat er demselben niemals das geringste Mißvergnügen gemacht, als zuletzt dadurch, daß er den König verließ und nach Frank-

reich

reich zurückkehrte. Was ihm noch zu größerm Lobe gereicht, ist, daß er während dieser langen Zeit niemals jemand beym Könige geschadet hat, aber wohl manchem nützlich gewesen ist. Doch war er sehr abgeneigt, sich auf irgend eine Art in Geschäfte zu mischen. Nur selten legte er für jemand Vorsprache ein, oder bat etwas vom Könige. Der König gab ihm das größte Merkmal seines Vertrauens, indem er während des siebenjährigen Krieges fast posttäglich und zuweilen sehr lange Briefe an ihn schrieb. Wenn man recht die Lage des großen Mannes während dieses wunderbaren Krieges bedenkt, wenn man bedenkt, was dabey aufs Spiel stand, welche große Plane durch seinen Kopf gehen mußten, da sich halb Europa wieder ihn verband, wie viele Unglücksfälle er erlitt, welche außerordentliche Rettungsmittel er anwenden mußte, und daß fast seine einzige Erholung und Trost war, die Gedanken, die ihn drückten, in den Schooß seines treuen d'Argens auszuschütten, und dessen Antworten zu lesen; so kann man auf die Wichtigkeit der Briefe †) und auf die Größe des Vertrauens

†) Einer derselben, welcher nach der Schlacht bey Liegnitz aufgefangen wurde, und oft gedruckt ist, kann

trauens gegen diesen rechtschaffenen Mann schließen. Aber d'Argens verdiente auch dieses Vertrauen im höchsten Maaße, wegen seiner Treue und seiner äusserſten Verschwiegenheit. Wenn er einen Brief des Königs erhielt, schloß er sich ein, um ihn zu lesen. Man hat mehrmals durchs Schlüsselloch beobachtet, daß er, so ängstlich er sonst die Kälte fürchtete, gemeiniglich seine zwey Mützen vor sich liegen hatte, und den Brief mit entblößtem Haupte las. Er hielt alle diese Briefe sorgfältig verschlossen, und erzählte niemals etwas von deren Inhalt, es müßte denn etwas sehr erfreuliches gewesen seyn, da er dann den enthusiastischen Antheil, den er daran nahm, nicht verheelen konnte. Er sagte mir von dieser Korrespondenz: „Ich hatte den König schon mehrere „Jahre gekannt, und wußte, daß er ein großer „Mann war; aber erst durch diese Briefe habe ich „seinen erhabenen Geist recht kennen lernen. Er „ist einzig in seiner Art.“ —*

III.

kann zum Beyspiel dienen. Der Graf Guibert sagt: (Eloge S. 139) qu'il est impossible de s'arracher de cette lettre. Was würde er sagen, wenn er die ganze Sammlung lesen sollte!

III.

Um ein kleines Beyspiel zu geben, auf welchem vertrauten Fuß der König mit dem Markis d'Argens umging, will ich hier ein scherzhaftes Billet mittheilen, mit welchem ihm der König einen seiner Aufsätze sendete, den er von Thibault †) in der Akademie hatte vorlesen lassen. Um den Anfang des Billets zu verstehen, muß man wissen, daß der König, welcher gewohnt war, seinen Lieblingen Namen beyzulegen ††), schon in früheren Jahren den Markis, wenn er denselben in seiner ausgezeichneten liebenswürdigen Laune sah, le divin Marquis zu nennen pflegte; ferner, daß der König oft mit ihm wegen seiner Gelehrsamkeit und Belesenheit scherzte, und darüber spöttelte. Das Billet ist ganz von der eignen Hand des Königs. Es hat kein Datum. Man weiß aber, daß es etwa 1767 oder 1768 geschrieben ist. — *

„Votre

†) Herr Thibault ward vor einigen zwanzig Jahren als Professor der französischen Sprache an die Ritterakademie in Berlin berufen. Wegen seiner guten Aussprache trug ihm der König gewöhnlich auf, was er in der Akademie wollte vorlesen lassen, vorzulesen.

††) So nannte er z. B. Suhm, Diaphane, Kaiserling, Caesarion, u. s. w.

„Votre Divinité permettra, que mon huma-
„nité Lui offre un ouvrage lû dans l'Academie.
„Je vous l'envoye parce qu'il a été lû dans cette
„aſſemblée, dont (quoiqu'abſent) Vous faites le
„plus bel ornement. Un ouvrage de Scaliger,
„ou de Suidas, ou de Freinshemius Vous ſeroit
„peut-être plus agréable; je n'en ai point dans
„ma boutique, et chaque arbre ne peut fournir
„que les fruits qu'il produit. Contentez-Vous
„de ceux-ci, et ſi cela ne Vous fatigue pas trop,
„continuez Votre bienveillance au pauvre ignorant
„qui Vous donne ce qu'il a, et qui du pied du
„ſacré Mont, admire votre Divinité, dont la
„plénitude domine ſur ce ſommet impérieux qui
„s'éléve au deſſus des nûes."

„*Fédéric.*"

„Ew.

„Ew. Gottheit wolle erlauben, daß meine „Menschheit Hochderselben ein in der Akademie „vorgelesenes Werk vorlege. Ich schicke es Ih„nen, weil es in dieser Gesellschaft ist vorgelesen „worden, von der Sie — obgleich abwesend — die „schönste Zierde sind. Ein Werk von Skaliger „oder Suidas oder Freinsheimius würde Ihnen „vielleicht angenehmer seyn; ich habe aber der„gleichen nicht in meinem Vorrathe, und ein Baum „kann keine andere Früchte liefern, als die er her„vorbringt. Nehmen Sie mit diesem vorlieb, „und wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich fällt, „fahren Sie fort in Ihrem Wohlwollen gegen „den armen Unwissenden, der Ihnen giebt was „er hat, und der am Fuße des heiligen Berges „Ew. Gottheit bewundert, deren Fülle auf des„sen stolzem Gipfel thront, welcher sich bis über die „Wolken erhebt.“

„**Friedrich**“

IV.

Ich will auch ein Beyspiel von der hypochondrischen Laune des Markis gegen den König geben. Während der zweyten Reise des Markis nach der Provence, da ihn der König gern bald wieder zu-

rück

rück wünschte, setzte der letzte, im Namen des Erzbischofs von Aix, einen Hirtenbrief wider die Freygeister auf, in welchem besonders der Markis d'Argens als ein Ketzer und Atheist abgemalt war, vor welchem alle gute Provenzalen gewarnt wurden. Der König ließ von diesem ganz im erzbischöflichen Kanzleystil abgefaßten Hirtenbriefe eine kleine Anzahl Exemplare drucken, und ließ einige davon ohne Namen an Personen von des Markis Bekanntschaft in der Provence senden, damit dieser Aufsatz ihm durch dieselben zukommen sollte. Die Absicht war theils Scherz, theils daß der Markis, von dem der König vorher vermuthete, daß dessen lebhafte Einbildungskraft die Besorgniß der Gefahr übertreiben würde, den Hirtenbrief vielleicht für wirklich ächt halten, und desto eher zurückkommen sollte. In dieser letzten Absicht that dieser vorgegebene Hirtenbrief viel größere Wirkung, als der König im Sinne hatte. Er hatte nicht daran gedacht, daß man in der Provence nicht so tolerant als in den preußischen Staaten ist, sondern daß die Einwohner mehrentheils bigottkatholisch sind, und daß ein Mandement eines Erzbischofs dort kein Gegenstand des Spaßes seyn kann. Anfänglich ward auch wohl der Hirtenbrief

in

in Aix und Toulon wirklich für ächt gehalten. Der Markis lachte anfänglich darüber, als er aber sah, daß viele Einwohner in Aix und Toulon die Sache ernstlich nahmen, so hatte er deshalb einige sehr unangenehme Stunden. Bey seiner Zurückkunft schalt er darüber den König, nach seiner Art, wacker aus. Dieser lachte über diese Schäkerey. Jener aber behauptete immer: Que cela passoit la raillerie.

Einige Zeit vor der dritten und letzten Reise des Markis, da er oft kränklich und mit dem Könige unzufrieden war, und da es zugleich Leute gab, die unter dem Scheine der Freundschaft diese Unzufriedenheit zu vermehren suchten, machte er in einer mißvergnügten Stunde das folgende **Gespräch eines Kapuziners mit dem Hauptmanne Don Pedro**, in welchem er seine Lage bey dem Könige nach dem Leben schilderte, und auch den **Hirtenbrief**, der ihm noch wehe that, nicht vergaß. Er wollte dieß Gespräch dem Könige übergeben, und es vielleicht drucken lassen. Indem er mit diesem Gedanken umging, fiel der König in eine Unpäßlichkeit. Sogleich war sein Mißvergnügen vorüber, und er übergab sein Gespräch dem Könige nie. Furcht war gewiß nicht Ursache daran, denn er hat in mehreren Fällen dem Könige alles gesagt,

was er sagen wollte. Es war wirklich Gutmüthigkeit: denn, zumal wenn er den König leiden sah, konnte er es nicht übers Herz bringen, Demselben auch nur eine mißvergnügte Viertelstunde zu machen. Ich habe das Gespräch nach der Originalhandschrift des Markis übersetzt.

„Gespräch zwischen einem Kapuziner und „einem spanischen Officiere.“

Don Pedro und Pater Irenäus.

D. P. „In Wahrheit, ehrwürdiger Pater, ich hätte „mir nie eingebildet, meinen alten Freund Don Lopez „in Kapuzinerkleidung wiederzufinden. Seit wann „tragen Sie die Kutte?“

P. I. „Kurz darauf seitdem ich Valenzia verlies, „wo unser Regiment abgedankt wurde. In Verlegenheit, einen Stand zu finden, worinn ich ruhig leben „könnte, und voll Verdruß über alle ausgestandene „Sorgen und Kummer, faßte ich endlich den Entschluß, „die Welt zu verlassen, und ward ein Mönch.“

D. P. „Aber wie konnten Sie sich zu diesem neuen „Stande gewöhnen, der von Ihrem vorigen so weit „entfernt ist?“

P. I. „Man gewöhnt sich an alles; Gewohnheit ist „die andre Natur. Anfänglich war es mir etwas schwer,

„von

„von allem menschlichen Umgange entfernt zu leben;
„als ich aber überlegte, was ich in demselben gelitten
„hatte, so schien mir die Einsamkeit angenehm. Ich
„war genöthigt, Morgens und Abends Psalmen her-
„zubeten, ich betete sie sehr ruhig und gelassen her;
„und wenn der Chor vorbey war, that ich in meiner
„Zelle was mir gefiel. Ich aß gemeine Speisen, aber
„ich verdauete sie gut, weil Niemand meine Verdauung
„störte. Ich dachte bey mir selbst: wie viele Leute hast
„du nicht dasselbe Schicksal in der Welt erfahren sehen,
„das Gott dem Adam vorhersagte, daß er nemlich im
„Schweiße seines Angesichts sein Brod essen sollte! End-
„lich machten Gewohnheit und Nachdenken mir meinen
„Zustand so angenehm, daß ich itzt sehr ungern wieder in
„die Welt zurückkehren würde. Aber Sie, Freund
„Don Pedro, was haben Sie seit beynahe dreißig Jah-
„ren, da ich Sie nicht gesehen habe, gemacht?"

D. P. „Ich trat zwey Jahre nachdem ich Sie ver-
„lassen hatte, beym Herzog von Medina Celi in Dienst,
„und seit dieser Zeit bin ich beständig dabey geblieben."

P. J. „In welcher Bedienung stehen Sie bey die-
„sem Herzog, und wozu nützen Sie ihm?"

D. P. „Ihnen die Wahrheit zu sagen, ich weiß es
„nicht. Ich begreife noch nicht, wozu ich diesem Herrn
„nützlich seyn könnte, es sey denn, daß ich ihm zur
„Gelegenheit diene, sich durch allerhand Späße zu
„belustigen. Da mir aber Gott noch nicht alle Selbst-

„verläugnung eines guten Mönchs verliehen hat, so
„fällt es mir schwerer, mich zu diesen Späßen zu gewöh-
„nen, als Ihnen, Ihre Psalmen zu singen.“

P. J. „Aber, Don Pedro, Spaß ist nur Spaß.
„Der ehrwürdige Pater Seraphin unser Gardian, sagt
„sein Späßchen so gut wie ein andrer; indessen ist un-
„ser Kloster doch sehr wohl mit ihm zufrieden. Wie
„sind denn aber seine Späße beschaffen? Verletzen sie
„auch nicht die christliche Liebe?

D. P. „Er hat so einige Späße, die den P. Se-
„raphin in Verlegenheit setzen würden, wenn sie ihn
„beträfen. Ich will Ihnen ein Beispiel geben. Als ich
„vor einiger Zeit eine Reise nach den estremadurischen
„Gebirgen unternahm, ließ der Herzog von Medina
„Celi, um sich einen Spaß zu machen, einen unter
„dem Namen des Bischofs von Madrid ausgefertig-
„ten Hirtenbrief drucken, in welchem dieser Prälat
„allen Spaniern, die mich antreffen würden, rieth,
„über mich als einen Freygeist, einen Störer der öffent-
„lichen Ruhe, und einen Feind der Religion geradezu
„herzufallen. Ich könnte Ihnen noch mehrere von
„seinen kurzweiligen Dingen anführen, die zwar weniger
„gefährlich, aber desto kränkender sind.

P. J. „Was dachten Sie aber, als Sie in diesem
„vorgegebenen Hirtenbrief die bischöfliche Ermahnung
„fanden, Sie ad majorem Dei gloriam in die andre
„Welt zu schicken?

D. P.

D. P. „Ich dachte, es wäre allenfalls besser, einen „Menschen aus Spaß in Lebensgefahr zu bringen, als „funfzig in einem Auto da Fé verbrennen zu lassen.“

P. J. „Der Spaß im Namen des Bischofs von „Madrid kommt mir ein wenig stark vor. Was die „übrigen Späße betrift, so müßen Sie dem Himmel „dafür danken, wenn sie Ihre Eigenliebe beleidigen: „denn das wird zu Ihrem Seelenheil gereichen. Aber „sollten Sie nicht von ohngefähr etwas gethan haben, „was Ihnen solche Späße hat zuziehen können?“

D. P. „Ich habe öfter meine Aufführung mit „größter Strenge untersucht, und seit den sieben und „zwanzig Jahren, die ich im Dienste des Herzogs von „Medina Celi bin, habe ich mir niemals etwas vorzu„werfen gewußt. Es müßte denn ein gleich großes „Verbrechen seyn, aus Mangel der Gesundheit wie aus „Mangel des guten Willens nicht dienen zu können.“

P. J. „Ich weiß nicht, ob es bey den Großen ein „Verbrechen ist, krank zu seyn und alt zu werden; aber „wenns wäre, so geben Sie sich immer auch deshalb „zufrieden. Ich habe in meinem Kloster sieben und „zwanzig Jahre hindurch vier bis fünftausend Psalmen „verbraucht, und Sie sieben und zwanzig Jahre lang „vier bis fünf tausend Späße. Das kommt beynahe „auf eins heraus. Das Leben ist ja ohnedas nichts „als ein Gaukelspiel, oft mehr traurig als lustig, wel„ches endlich der Tod endigt.“

V.

Ein einziges Beyspiel von den sonderbaren Ausbrüchen der provenzalischen Lebhaftigkeit des Markis, will ich hier zu seiner Charakterisirung erzählen. Der König hatte ihm während des siebenjährigen Krieges erlaubt, in Sans-Souci zu wohnen, und hatte befohlen, alle Zimmer sollten für ihn geöfnet seyn, ganz wie in seinem Eigenthume. Eben damals hatte der Herr Geh. Rath Cothenius in der Akademie eine Abhandlung von der Schädlichkeit des kupfernen Küchengeschirres vorgelesen. Es ist bekannt, daß die Franzosen alles in kupfernen Kasserollen kochen. Der Markis, dessen sehr lebhafte Einbildungskraft sehr bald erhitzt werden konnte, gerieth in eine solche Angst, vergiftet zu werden, daß er bey Tische beständig davon redete, und seine Gemahlinn so dringend bat, daß er ihr endlich das Versprechen abdrang, alles kupferne Geschirr in seiner Küche mit eisernem zu vertauschen.

Man hat bemerken wollen, daß die Frauenzimmer noch bis jetzt durch die in der That sehr wichtigen Gründe wieder das kupferne Küchengeräthe, noch nicht gänzlich von der Schädlichkeit desselben überzeugt werden, und nicht eben geneigt

sind,

sind, die Einrichtungen in der Küche nach andern Ideen als nach den ihrigen machen zu lassen. Etwas ähnliches mußte wohl der Markis von seiner eigenen Küche vermuthen. Denn, ob ihm gleich die Markise gewiß versichert hatte, es sey wirklich alles Kupfer abgeschaft worden; so fuhr er doch fort, immer von dessen Schädlichkeit zu reden.

Die Familie des Markis lebte auf Sans-Souci zwar vergnügt, aber sehr einsam. An einem Abende hatte die Markise sich, den jungen Leuten, die ein Theil der Familie waren, und einigen andern Personen ein kleines Vergnügen machen wollen, welches in einem Familien-Ball bestand, der in der Wohnung des Königl. Obergärtners (der damals dicht vor Sans-Souci jenseit eines kleinen Grabens wohnte) gegeben werden sollte. Man sagte dieses Vorhaben dem Markis. Er war der gutmüthigste Mann, und gönnte gern andern die Vergnügungen, die er selbst nicht genießen konnte oder wollte. Er hatte also gar nichts wider dieß Vorhaben. Indessen, um seinetwegen sicher zu seyn, weil er doch gemeiniglich sehr leicht unruhig und ängstlich ward, so bemerkte gegen Abend einer oder der andere: Das Wetter sey kühle, und der Himmel sey bewölkt. Man wußte schon, daß er

nach einer solchen Bemerkung glaubte, sich nicht wohl zu befinden. So brachte man ihn bey Zeiten zu Bette, und verließ sich auf seine wirkliche Gesundheit, daß er bald einschlafen würde. Er erwachte aber wieder, weil er immer von Kupfer träumte, und rief seinen alten Bedienten Jean. Er bekam auf öfteres Rufen keine Antwort; denn die Domestiken, welche glaubten er schliefe ruhig, und die bey dem dortigen Aufenthalte auch eben nicht sonderlich viel Veränderung hatten, waren herunter gegangen, so gut sie konnten, dem Balle zuzusehen. Er merkte wohl, dieß würde die Ursache seyn, daß auf sein öfteres Klingeln niemand kam, und war weiter nicht böse darüber. Unglücklicher Weise fiel ihm ein: da jetzt niemand im Hause seyn werde, könne er unvermerkt am sichersten untersuchen, ob wirklich alles Kupfer aus der Küche verbannt sey, wie man ihn mehrmals hatte versichern wollen. Er stand also auf, so wie er im Bette lag, ohne Beinkleider, warf bloß einen Schlafrock über, zündete an seinem Nachtlichte eine Kerze an und ging nach der Küche. Da fand er — welch ein Schrecken! — nicht allein alles voll von kupfernen Kasserollen, sondern auch eine, die noch etwas von einem säuerlichen Ragout enthielt, von

wel-

welchem er glaubte Mittags gegessen zu haben. Darüber gerieth er in den größten Zorn, und um augenblicklich seine Familie zur Rede zu setzen, lief er sogleich, so wie er war, nach dem Orte des Balls. Es ist bekannt, daß man von Sans-Souci herunter sechs Terrassen auf beynahe 150 Stufen herunter steigen muß, daß der Garten noch eine ziemliche Breite hat, bis man an den Graben, und über die kleine Brücke kommt, die man durchs Auftreten niederlassen muß und welche sich durch ein Gegengewicht selbst wieder aufzieht, von wo man denn weiter zu den Gärtnerwohnungen gehen muß. Diesen weiten Weg machte er im Dunkeln, in der größten Geschwindigkeit. Man stelle sich das allgemeine Erstaunen vor, als der alte Markis in dem groteskesten Aufzuge ins Zimmer trat. Er war barfuß; denn er hatte unterwegens die Pantoffeln verloren, dagegen hatte er zwey oder drey wollene Mützen auf dem Kopf, der Schlafrock flog zurück, und er stand da im Hemde ohne Beinkleider. In der Hand hielt er das corpus delicti, die Kasserolle mit den Ueberbleibseln des Ragouts, und schrie aufs heftigste: Je suis empoisonné! †) Zu-

 gleich

†) Ich bin vergiftet!

gleich schalt er so arg er konnte auf die entsetzliche Nachlässigkeit: trotz aller Beweise gelehrter Leute, noch immer in Kupfer zu kochen, welches ihnen allen noch den Tod bringen würde. Man suchte ihn zu besänftigen, aber anfangs ohne allen Erfolg. Da er endlich sich besann, was für einen seltsamen Aufzug er machte, und daß er, der sich so sehr vor kalter Witterung fürchtete, in der Nacht, ohne einige Bedeckung, einen so weiten Weg gelaufen war, so kam er beynahe außer sich. Man sprach ihn möglichst zufrieden, wickelte ihn in Betten ein, und trug ihn wieder in seine Schlafkammer. Er deklamirte den folgenden Tag, wie man leicht denken kann, aufs heftigste gegen die Schädlichkeit des kupfernen Küchengeschirres. Er ließ sich feyerlich versprechen, daß es nun völlig abgeschaft werden sollte; und es ward ihm, wie man ebenfalls leicht denken kann, bestens versprochen. Aber die kupfernen Kasserollen blieben wo sie waren, und man hütete ihn nur, daß er nicht wieder in die Küche kam. — *

VI.

Es verdient auch eine merkwürdige Geschichte aus der Familie des Markis d'Argens in Frank-

reich

reich angeführt zu werden. Sein jüngster Bruder, der, wie gewöhnlich, bey den Jesuiten †) studirt hatte, war daselbst so stumpf bigott, und dabey so fanatisch eifrig geworden, daß sein Umgang unerträglich wurde. Er predigte in allen Gesellschaften mit Bitterkeit gegen die unschuldigsten weltlichen Freuden. Spatziergang und Tanz schrie er für Sünde aus. Er hatte beständig den Bekehrungsgeist und die Wundersucht des fanatischen heil. Franz Xavier und die Keuschheit des kindischen heil. Aloysius Gonzaga im Munde, und ging in seiner bigotten Devotion für den heil. Aloys so weit, daß er eines Tages heimlich in seines zweyten Bruders des Präsidenten zu Aix Kunstsammlung sich

schlich,

†) Der Markis liebte die Jesuiten nicht. Er kannte ihre Ränke, und die geheimen Mittel, wodurch sie ihre Macht zu unterstützen wissen, sehr genau, und hat mir manches davon erzählt. Nachdem sie 1767 aus Frankreich vertrieben waren, und jedermann der nachher erfolgten Aufhebung entgegen sah, war er der einzige, welcher, auch gegen den König, behauptete: „Selbst wenn dieser furchtbare Orden „aufgehoben werden sollte, würde er in wenigen „Jahren unter andern Namen und mit verneuerter Macht wieder empor kommen.“ Der Erfolg hat genugsam gezeigt, wie richtig er geurtheilt hat.

schlich, und voll Wuth verschiedene Gemälde und alle Bildsäulen verstümmelte. Dieser war natürlich sehr ungehalten darüber, und der junge Mensch war nicht zu bedeuten, daß er unrecht gehandelt hätte; denn er glaubte immer noch Gott und dem heil. Aloys einen Dienst gethan zu haben. Die ganze Familie war einig, daß der junge Mensch endlich verrückt werden würde, wenn man ihn nicht auf bessere Gedanken brächte; aber wie dieß anzufangen wäre, wußte man nicht: denn die Macht der Jesuiten war viel zu groß, als daß man sich hätte unterstehen dürfen, zu sagen, sie hätten ihn in seiner Devotion irre geführt. Es war ein Bischof in der Familie, der nach einiger Ueberlegung ganz kalt sagte: „Ich werde den rohen Jüngling „bald von seiner fanatischen Thorheit aufs sicherste „kuriren. Ich werde ihn zum Priester weihen.“ Man begriff nicht, was dieß helfen sollte. „Sehr „viel“, versetzte der erfahrne Bischof. „Wann er „oft Beichte hört, wird er schon den Lauf der Welt „kennen lernen.“ Die Weihung geschah, und zur Verwunderung aller ward der junge Mensch in ein paar Jahren sehr viel billiger und toleranter. Der Markis setzte d'un air goguenard hinzu: „Unsere „Weiber in Provence beichten lebhaft und umständ-

„lich

„lich; und das fruchtete so viel, daß mein from„mer Bruder nichts mehr verstümmeln, und selbst „nicht verstümmelt seyn wollte." — *

VII.

Im Winter zu Ende des Jahrs 1760 und im Anfange des Jahrs 1761 nahm der König sein Winterquartier in Leipzig. Seine Sorgen nach einem Feldzuge voll so vieler widriger und glücklicher Vorfälle verließen ihn auch während dieser Erholungszeit nicht; denn er sah das Mißliche seiner Lage wohl sehr genau ein, und er mußte alle Kräfte seines großen Geistes aufbieten, um in dem folgenden Feldzuge gegen seine vielen Feinde Stand halten zu können. Die Mittel dazu mußte er bloß in Sich Selbst finden, da er fast niemand zu Rathe ziehen konnte und wollte. Um sein Gemüth etwas aufzuheitern, ließ er seine Kammermusik zu seinem gewöhnlichen Abendkonzerte, und auch den Markis d'Argens zu einem freundschaftlichen Abendgespräche nach Leipzig kommen.

Der König, äußerst sorgsam für seine Gesundheit, die er im folgenden Feldzuge, wie er wohl wußte, so sehr würde nöthig haben, speisete des Abends gar nicht. Er ließ dem Markis aber die

Wahl, ob er um halb 8 Uhr nach dem Konzerte in seiner Gegenwart speisen, oder ob er früher zu Hause speisen und um diese Zeit zu ihm kommen wollte. Der Markis wählte das letzte. Eines Abends, da er ins Zimmer trat, fand er den König auf dem platten Boden sitzen, vor ihm eine Schüssel mit Fricassé, aus welcher seine Hunde ihr Abendessen hielten. Er hatte ein kleines Stöckchen in der Hand, mit dem er unter denselben Ordnung hielt, und dem Favorithunde die besten Bissen zuschob. Der Markis trat einen Schritt zurück, schlug die Hände voll Verwunderung zusammen, und rief aus: „Wie werden sich doch jetzt die fünf „großen Mächte von Europa, die sich wider den „Marquis de Brandebourg verschworen haben, den „Kopf zerbrechen, was er jetzt thut? Sie werden „etwa glauben, er macht einen für sie gefährlichen „Plan zum nächsten Feldzuge, er sammlet die „Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder „besorgt die Magazine für Mann und Pferd, „oder er entwirft Negotiationen um seine Feinde „zu trennen und sich neue Alliirten zu schaffen. „Nichts von alle dem! Er sitzt ruhig in seinem „Zimmer und füttert seine Hunde." — *

VIII.

Als der siebenjährige Krieg geendigt war, und der König nun siegreich zurückerwartet wurde, machten die Einwohner von Berlin zur Einholung desselben Anstalten, die dem Enthusiasmus angemessen waren, den dieser schwere Krieg, und die Geistesgröße des Siegers schon längst erregt hatten. Alle Stände waren in allgemeinem Taumel, um den triumphirenden Einzug des Königs zu vergrößern. Von verschiedenen Personen wurden Kompanien errichtet, zu Fuß und zu Pferde, mit neuen Uniformen. Eine der ansehnlichsten war eine Kompanie zu Pferde, die der bekannte Kaufmann Gottskowski errichtete. Zu dieser gesellete sich auch der Markis d'Argens. Ob er sich sonst gleich sehr selten, außer wenn er zum Könige ging, ankleidete, und damals gewiß in sechs Monaten nicht in die freye Luft gekommen war, ob er gleich seit mehr als zwanzig Jahren nicht geritten hatte, ob ihn gleich jedermann, der ihn kannte, abrieth, diesem Einzuge beyzuwohnen; so ließ er sich doch durch nichts abhalten. Er ließ sich die zur Kompanie gehörige reiche Uniform sticken. Es ward ein sanftmüthiges Pferd ausgesucht, auf demselben übte er sich viele Tage lang auf dem Hofe seiner Wohnung

im Reiten, und am Tage des Einzugs ritt er wirklich hinaus. Er hatte dem Könige die Anstalten der Einwohner von Berlin gemeldet; auch, daß er Ihm an der Spitze der Kompanie des Gottskowski, entgegen kommen, und ihn bewillkommen würde. Der König that alles mögliche, üm den Markis von dieser Expedition abzubringen; aber er ward nur immer eifriger darauf. Endlich schrieb ihm der König einige Zeit vor Seiner Ankunft ausdrücklich, er möchte sich keine Mühe machen und sollte auch den Einwohnern Berlins bekannt machen: Sie möchten sich nicht bemühen, denn Er würde Abends ganz spät kommen, eben um solchem Gepränge auszuweichen, wovon er kein Freund war. Der Markis bemühte sich in seiner Antwort an den König, noch kurz vor dessen Ankunft, Ihn durch viele Gründe zu bewegen, den Einzug anzunehmen, und den Einwohnern Berlins nicht ihre Freude zu verderben. Mit fester Ueberzeugung, daß der König seinen Gründen folgen würde, ritt er getrost heraus. Der Tag der Ankunft des Königs, der 30ste März 1763, war sehr kalt und unfreundlich. Das Getümmel vor dem Frankfurter Thore war unermeßlich. Man hatte den König schon gegen zwey Uhr vermuthet; und da er nicht

kam,

kam, wurde die Erwartung immer mehr gespannt. Gegen 5 Uhr war hin und wieder Mißvergnügen unter den Einholenden deutlich zu merken. Hier und da sammleten sich Leute in kleine Haufen und murmelten allerley. Unter diesem Getümmel stieß ich ohngefähr auf den Markis. Ich würde ihn nicht gekannt haben; denn ich hatte ihn noch niemals anders als unter zwey Schlafröcken und zwey Nachtmützen gesehen, wenn er mich nicht selbst zu sich gerufen hätte. Er machte eine sonderbare Figur in seiner gestickten Uniform und runden Perücke mit einem Zipfelchen. Die Heftigkeit, mit der er deklamirte, war unbeschreiblich. Das kalte Wetter und das Ausbleiben des Königs hatten ihn in die verdrießlichste Laune gesetzt; und dann pflegte er nichts zu schonen. Er schalt auf den König, daß er seinen so wichtigen Gründen nicht habe folgen wollen. Er rief aus, in seiner treuherzigen Lebhaftigkeit: „Ich habs Ihm ja geschrieben, daß Er es Seinem Volke schuldig ist, „dessen Liebe anzunehmen! Es ist unverzeihlich, „daß Er nicht kommt! Wenn ich Ihn nur erst „sehe, so will ich Ihm recht die Wahrheit sagen!“ Alles was man that, ihn zu besänftigen, war umsonst. Endlich, nach einer Stunde, da es für

ihn wirklich allzukalt ward, bewegten wir ihn, nach der Stadt zu reiten; und noch unterweges schalt er beständig fort bis aufs Schloß, wo er mit den andern Hofleuten den König erwarten wollte. Der König kam bekanntlich erst nach 8 Uhr, als es schon dunkel war, an. Er hatte denselben Nachmittag das Schlachtfeld bey Kunersdorf besehen, wodurch wohl eben nicht heitere Ideen in Ihm mochten seyn erweckt worden. Er hatte geglaubt, der Markis würde Seinen Willen bekannt gemacht haben, daß Er nicht eingeholt seyn wollte; und allenfalls glaubte Er, würden die Einholenden sich zerstreuet, und nicht so spät gewartet haben. Aber Er sah sich von einigen tausend Menschen umringt, so daß sich Sein Wagen kaum bewegen konnte. Die Fackeln, das Geschrey, die Menge kostbar gebundener schlechter Gedichte, die man Ihm überreichen wollte, die Besorgniß, daß Leute im Getümmel zu Schaden kommen möchten: alles setzte Ihn in üble Laune. Er wich in der Stadt aus so bald er konnte, und fuhr durch einen Umweg aufs Schloß.

Nach einigen Tagen sah ich den Markis. Er erzählte ausführlich, wie alles zwischen dem Könige und ihm ergangen wäre, als er Ihn unter vier Augen gesprochen habe; und setzte sehr naiv hinzu:

„Ich

„Ich habe Ihm nichts geschenkt, und habe Ihm „deutlich genug gesagt, daß Er mir hätte folgen „sollen. Er wollte Scherz daraus machen; aber „da habe ich Ihn tüchtig ausgescholten †) daß Er „seinem Volke die Freude verderbt hat. Nun „wurde Er aber ernsthaft. Es ist ein sonderbarer „Mann! Wenn Er anfängt Gründe vorzubringen, „so muß man Ihm recht geben, man mag wollen „oder nicht. ††)“ — *

IX.

Der Markis besaß wirklich so viel eigentliche Gelehrsamkeit, als man selten bey einem französischen homme du monde antrift. In den letzten Jahren seines Aufenthalts in Berlin, wollte er seine Werke heraus geben; und da las er allerley zusammen, besonders blätterte er auch viel in den griechischen Kirchenvätern. Er war gewohnt, mit dem Könige von allem, was er vornahm, zu plaudern, und so sprach er auch jetzt sehr viel zum Lobe der Kirchenväter.

†) Seine Worte waren: Il voulut plaisanter, mais je l'ai tancé d'importance.

††) C'est un homme singulier, quand il se met à raisonner, il vous force d'être de son avis.

Der König, der ihn gern anhörte, weil seine Gespräche sehr geschickt waren Ideen zu entwickeln, mochte ihn auch gern necken, weil Ihm die Ausbrüche seiner provenzalischen Lebhaftigkeit zur Belustigung dienten. So ward auch der arme Markis mit seinen Kirchenvätern weidlich aufgezogen, und der König sagte sehr oft: „Kein Wort mehr von Euren „Vätern! das sind dicke Bücher, die nichts ent„halten, Körper ohne Seele!" †) Solche Worte waren immer das Signal, daß der Markis nach seiner Art böse ward, und vom Lobe der Kirchenväter überströmte.

Als das neue Schloß bey Sans-Souci fertig war, hatte der König dem Markis darinn eine Wohnung zurechte machen lassen. Eines Tages sagte Er ihm sehr gnädig: Er wolle ihn und die Markise in Ihre neue Wohnung selbst einführen und sich dabey eine Tasse Thee von Ihnen ausbitten. Es geschah; der König war ungemein aufgeräumt. Er führte seine Gäste durch die Zimmer, zeigte Ihnen in jedem die Einrichtungen zu ihrer Bequemlichkeit, sagte zuletzt im Schlafzimmer: Er wolle

†) Ne me parlés pas de vos Péres ! Ce sont de gros livres qui ne contiennent rien, des corps sans ame!

wolle auch nicht allzulange bleiben, sondern den Markis seiner Bequemlichkeit und seinen Schlafmützen überlassen; und nahm mit einem lustigen Komplimente Abschied †).

In einem der Zimmer war eine kleine auserlesene Handbibliothek aufgestellt. Unter denselben fielen besonders viele prächtig gebundene große Bände in die Augen, welche sehr leserlich die Titel aller **Werke der verschiedenen Kirchenväter** zeigten. Auch unterließ der König nicht anzumerken: der Markis werde hier seine guten Freunde, die Väter, in aller ihrer Glorie finden. Als der König weg war, ging die Aufmerksamkeit des Markis zuerst auf die Bibliothek, und in dieser auf die prächtigen Ausgaben der Kirchenväter. Was fand er? Alle diese prächtigen Bände enthielten — bloß lediges Papier. — *

X.

Der Markis fing schon während des siebenjährigen Krieges an, sich um die Verdienste der Deut-

†) Die Markise ist das einzige Frauenzimmer, das mit ihrer Familie auf einem der Lustschlösser des Königs eigentlich gewohnt hat. Er wünschte ihr daher in dieser neuen Wohnung einen jungen Erben.

schen in den Wissenschaften und in den Künsten mehr zu bekümmern. Er fragte jedermann darum, ließ sich Auszüge aus einigen Büchern machen, und hat auch in seinen letztern Schriften vielfältig von den Deutschen mit größter Hochachtung gesprochen. Eben so sprach er von ihnen mit dem Könige, mit dem er gewöhnlich alles abhandelte, was er unter Händen hatte. Er und der Oberste Quintus Icilius waren eigentlich die ersten, welche den König aufmerksam machten, daß seit 1740 eine vortheilhafte Revolution in der deutschen Litteratur vorgegangen sey.

Der Markis ward leicht enthusiastisch, und so ward er es auch für die deutsche Nation. Besonders als im Jahre 1766 eine Menge Franzosen als Accise-Bedienten ins Land kamen, und noch eine größere Menge, worunter freylich zum Theil Abenteurer und schlechte Leute waren, hinzu liefen, in der Meinung, bey uns ihr Glück zu machen; ärgerte der alte Markis sich dermaßen darüber †), daß

†) Er brauchte harte Worte von Helvetius, welcher eigentlich bey seiner Anwesenheit in Berlin dem Könige diesen Rath gegeben hatte. Es kam noch hinzu, daß er gerade zu der Zeit, als die französische Accise-Einrichtung bey uns gemacht ward, von

daß er gar nicht mehr ein Franzose heißen wollte. Er demonstrirte uns, daß er wohl nun für einen Deutschen gelten könnte, da er länger als zwanzig Jahr in Deutschland wohne. Man kann leicht denken, daß ihm Recht gegeben ward.

Einsmals erzählte er mir, daß einer von den jungen hergelaufenen Franzosen ihn mit der Bitte angetreten habe, ihm als **Landsmanne** durch seine Empfehlung einen Posten zu verschaffen. Er setzte voll Zorn hinzu: „Ich habe den Kerl zum T.. ge„schickt! Ich? des Kerls Landsmann? Ich! der „ich die Ehre habe **ein Deutscher** zu seyn!" —*

XI.

Um diesem guten Manne, den ich immer mehr liebte und schätzte, je mehr ich ihn kennen lernte,

von seiner zweyten Reise aus der Provence zurückkehrte. Die Franzosen waren damals äußerst verhaßt, daher fand er sogar in allen Posthäusern saure Gesichter und kaltsinnige Aufnahme. An einigen Orten, wo man ihn kannte und sonst liebevoll begegnet hatte, ward er mit höhnischen Anmerkungen empfangen, weil man sich wegen seiner Reise nach Frankreich einbildete, er sey der Urheber der damaligen Neuerungen. Dieß machte einen sehr unangenehmen Eindruck auf ihn, der nie ganz ausgelöscht wurde.

ein Vergnügen zu machen, fiel mir ein, eine deutsche Uebersetzung seiner jüdischen Briefe zu veranstalten. Ich that ihm dieß kund, und er hatte, was ich gar nicht erwarten konnte, eine ganz unglaubliche Freude darüber. Er war damals gerade in seinem größten Eifer für die deutsche Nation, und schätzte es sich zur Ehre, vor derselben noch in seinem Alter mit einem Werke zu erscheinen, welches er mit Recht für sein bestes hielt †). Er bestand darauf, vor der Uebersetzung das Original noch ganz durchzusehen, zu verbessern und zu vermehren. Daher ist in der deutschen Uebersetzung vieles enthalten, was man in allen gedruckten französischen Ausgaben nicht findet. Ich besitze noch das von des Verfassers Hand verbesserte und vermehrte französische Exemplar.

Un-

†) Als er dieß Buch im Jahre 1735 in Holland schrieb, war ihm der dortige feuchtkalte Winter sehr beschwerlich, und der Geruch des Torfes unerträglich. Er brachte daher, um warm zu seyn, ob er gleich völlig gesund war, den ganzen Winter meist im Bette zu, und so schrieb er den größten Theil dieser jüdischen Briefe. Er blieb völlig gesund dabey, ob er gleich im Essen und Trinken eben nicht die strengste Diät beobachtete.

Unter andern Nachrichten, die er sich von verschiedenen Personen aus dem neuern Zustande der deutschen Nation hatte erzählen lassen, war auch, daß **Bodmer** und **Breitinger** große Verdienste um die Verbesserung des guten Geschmacks in Deutschland gehabt hätten. Der Markis war ein Franzose: die Worte Suisse und bon gout schienen ihm beym ersten Anblicke widersprechend zu seyn, †) und er fiel ins Persifliren. Aber er war auch ein billiger und lehrbegieriger Mann, der sich im Ernste unterrichten wollte. Er hörte also die an, welche ihm die Beschaffenheit der Werke dieser verdienten Männer erklärten, und erhielt sogar einige Auszüge daraus. Nach seiner Gutherzigkeit: denjenigen, denen er glaubte Unrecht gethan zu haben, es möglichst wieder gut zu machen, rühmte er nun die schweizerischen deutschen Schriftsteller bey allen Gelegenheiten, auch gegen den König. Dessen Beyfall erhielt er leicht dabey; denn der König, zur allgemeinen Uebersicht in allen Dingen so sehr gewöhnt, pflegte auch über die Nationen im Allgemeinen leicht abzusprechen, und da hatte er z. B. die

†) *Poetes Suisses.* L'accouplément seul de ces mots fait rire, sagt *Mercier* im *Bonnet de Nuit.* T. IV. S. 73.

Meinung: Die Schweizer wären philosophische Köpfe, und es werde bey den Deutschen mehr durch philosophisches Räsonnement als durch Witz ausgerichtet.

Eines Tages ließ mich der Markis gegen Abend zu einer ungewöhnlichen Zeit bitten, sogleich zu ihm zu kommen. Als ich erschien, nahm er mich mit einer ziemlich ängstlichen Miene bey der Hand, und sagte: Er komme unvermuthet in eine große Verlegenheit, die er mir unverzüglich entdecken müßte. „Ich finde, sagte er, bey Durchsicht der jüdischen „Briefe, zwey Briefe, worinn ich auf eine unanständige Art über die Schweizer gespottet habe. „Ich war damals ein junger Mensch, der die „Schweizerische Nation nicht genug kannte: ich „witzelte also über dieselbe; und Sie wissen, in „Frankreich wird ein witziger Einfall weiter nicht „untersucht †). Aber wie soll ich mit diesen Brie„fen vor der ernsthaften deutschen Nation erschei„nen, vor einer Nation, welche den Schweizern „so viel zu danken hat?“ — „Man wird mich „verabscheuen!“ setzte er mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit hinzu. Ich sagte ihm ganz geruhig,

es

†) En France on ne raisonne pas sur un bon-mot.

es würde wohl so arg nicht seyn; wenn er aber doch glaubte, den Schweizern unrecht gethan zu haben, so wäre nichts natürlicher, als in der deutschen Uebersetzung diese beiden Briefe wegzulassen. Er fuhr fort: „Das war es eben was ich wünschte, „aber ich traute mir nicht es Ihnen vorzuschla„gen. Sie verlieren zu viel dabey; denn man „wird sagen, Ihre deutsche Ausgabe sey verstüm„melt." Ich konnte ihm freylich nicht geradezu sagen, daß ich so sehr viel dabey eben nicht verlieren würde, sondern wendete die Sache nur so, daß ich sagte: Er möchte deshalb ganz unbekümmert seyn, ich würde ihm dies kleine Opfer sehr gern machen, zumal da die deutsche Ausgabe durch die vielen Vermehrungen schon große Vorzüge hätte. Er drückte mir sehr treuherzig die Hand, und sagte: „Sie nehmen mir einen Stein vom „Herzen; denn ich traute mir nicht, zu hoffen, daß „Sie so gefällig seyn würden. Aber Sie sollen „doch nichts dabey verlieren. Wissen Sie was? „Ich werde zwey andere Briefe machen, darinn „werde ich die Schweizer loben †)"

Die

†) Ecoutez! Je ferai deux autres lettres, dans lesquelles je louerai ces gens-là.

Die deutsche Uebersetzung der jüdischen Briefe, welche ich, wie gedacht, nur veranstaltete, um dem Markis ein Vergnügen zu machen, hatte nachher eine Wirkung, die ich wohl nicht voraus sehen konnte. Sie erregte in den deutschen katholischen Ländern, besonders in Baiern und Oestreich (in welchem letztern Lande damals noch alle einigermaßen freymüthige deutsche Bücher verboten, und folglich unbekannt waren), viel Sensation. Sie wurde häufig gelesen, und half, daselbst den ersten Samen freymüthiger Denkungsart auszustreuen. Es erwachten dadurch, wie ich aus sehr zuverlässigen Nachrichten weiß, nicht wenige Leute zuerst aus der stumpfen Bigotterie, worinn damals diese Länder versunken waren, und welche die Jesuiten durch den abscheulichen Unterricht der Jugend in ihren Schulen, und durch eine Menge, vermittelst des Beichtstuhls, für Frömmigkeit ausgegebener Pfaffereyen bis dahin so kräftig zu unterhalten wußten. Noch bis jetzt wird die Uebersetzung nach dem katholischen Deutschlande verlangt. Das Verdienst eines freymüthigen Schriftstellers steigt sehr oft im Verhältnisse der mangelhaften Begriffe seiner Leser. Den deutschen Protestanten konnten freylich die jüdischen Briefe nicht viel neues sagen.-- *

XII.

Mein verewigter Freund **Moses Mendelssohn** ward mit dem Markis, durch mich, ohngefähr im Jahre 1760 bekannt, und gewann ihn wegen seiner Gutherzigkeit und Naivetät sehr lieb. Der Markis schätzte von seiner Seite den vortreflichen Moses außerordentlich, und sie hatten zuweilen interessante Gespräche, auch wohl über philosophische Gegenstände.

Es war in Berlin ein gelehrter Jude, und Freund Moses Mendelssohns, **Raphael**. Er trieb keinen Handel, sondern lebte bloß als Sprachmeister, da er der französischen, italiänischen und engländischen Sprache sehr kundig war. Durch öftere freymüthige Reden wider mancherley jüdischen Aberglauben, zog er sich das Mißfallen der Rabbiner und Judenältesten zu, welche gegen Ende des siebenjährigen Krieges es mit Ernst darauf anlegten, ihn von Berlin zu vertreiben. Um ihm einigen Schutz zu verschaffen, machte ihn Moses mit dem **Markis d'Argens** bekannt, der ihn bald sehr lieb gewann, sich von ihm im Hebräischen unterweisen ließ, sich fast täglich mit ihm von Litteratur, besonders von der deutschen unterhielt, und ihn gewöhnlich seinen **Engel Raphael** nannte.

Dieß war genug, daß die Judenältesten vor der Hand sich nicht getrauten ihn anzutasten.

In den Unterredungen mit Raphael kam der Markis auch auf die Toleranz. Er bezeugte sein Erstaunen, daß in den Staaten Friedrichs des Großen noch Intoleranz herrsche. Er glaubte, die Judenältesten hätten nur die Abwesenheit des Königs mißbrauchen wollen, um den guten Raphael aus Berlin zu vertreiben. Er wunderte sich aber nicht wenig, zu hören, daß die Judenältesten durch die Gesetze nicht allein berechtigt, sondern auch sogar verpflichtet sind, jeden Juden, der nicht entweder ein Schutzprivilegium hat, oder im Dienste eines Schutzjuden ist, ohne weitere Rechtsform, in der ersten Stunde, wo der Policey die Anzeige geschiehet, durch dieselbe aus der Stadt bringen zu lassen †).

†) In jeder andern Stadt, wo der Jude kein Schutzprivilegium hat, geschiehet eben dieses, und so wird jeder fremder Jude endlich bis an die Gränze des Landes gebracht. Der Sinn des Gesetzes ist: daß der Jude an den Ort seiner Geburt zurückkehren soll, wo er den Schutz hat. Raphael pflegte zu sagen: „Ich bin in einem Dörfchen in Polen gebo„ren, das abgebrannt ist. Also habe ich keinen Ge„burtsort."

Der Markis konnte immer noch nicht begreifen, daß dieß Gesetz ohne allen Unterschied angewendet würde; er fragte endlich: „Aber unser lieber Mo„ses †) ist doch wohl nicht in dem Fall?“ Raphael antwortete: „Allerdings! er wird hier bloß gedul„det, weil er in Diensten der Wittwe Bernhard „ist. Wenn diese ihn heute aus ihrem Dienste ent„läßt, und er keinen andern Schutzjuden finden „kann, welcher ihn in seinen Dienst nehmen will; „so muß er, wenn die Judenältesten es noch heute „der Policey anzeigen, und seine Wegschaffung ver„langen, noch heute die Stadt verlassen.“ Der Markis war darüber außer sich. Der edle Mann konnte den Gedanken nicht ertragen: daß ein Philosoph, daß ein so weiser und gelehrter Mann, den jeder Rechtschaffene hochschätzen müßte, täglich in der Gefahr seyn sollte, sich auf so niedrige Art behandelt zu sehen. Er wollte es eher nicht glauben, bis es ihm Moses selbst bekräftigte, welcher in dem ihm eigenen edlen ruhigen Tone hinzu setzte: „So„krates bewies ja seinem Freunde Kriton ††), daß „der

†) Er pflegte Moses Mendelssohn gewöhnlich notre cher Moyse zu nennen.

††) S. Platons Phädon, oder auch Moses Phädon S. 172.

„der Weise schuldig ist, zu sterben, wenn es die „Gesetze des Staats fordern. Ich muß also die „Gesetze des Staats, worin ich lebe, noch für „milde halten, daß sie mich bloß austreiben, im „Fall mich, in Ermangelung eines andern Schutz„juden, auch nicht einer von den Trödeljuden in „der Reezengasse für seinen Diener erklären will.“

Den Markis frappirte diese Lage der Sache aufs äußerste; und er war so sehr davon gerührt, daß er noch während des siebenjährigen Krieges deshalb an den König schreiben wollte. Er ward mit einiger Mühe davon abgehalten, weil man voraus sah, daß dieß nicht die rechte Zeit seyn würde.

Nach wiederhergestelltem Frieden dachte der Markis selbst wieder daran, und verlangte, daß Moses Mendelssohn eine Bittschrift aufsetzen möchte, die er selbst übergeben wollte, ob er gleich sonst nie sich damit abgab, Bittschriften zu übergeben. Moses wollte sich erst nicht dazu verstehen. Er sagte: „Es thut mir weh, daß ich um das „Recht der Existenz erst bitten soll, welches das „Recht eines jeden Menschen ist, der als ein ruhi„ger Bürger lebt. Wenn aber der Staat über„wiegende Ursachen hat, Leute von meiner Nation „nur in gewisser Anzahl zu dulden; welches Vor-

„Recht kann ich vor meinen übrigen Mitbrüdern „haben, eine Ausnahme zu verlangen?“ Indessen stellten Moses Mendelssohns Freunde ihm vor, daß er ein Hausvater sey, und für das Wohl seiner Familie diesen Schritt thun müsse. Er ließ sich endlich überreden. Ich vermuthe, es werde den Lesern nicht unangenehm seyn, diese Bittschrift wörtlich hier zu lesen:

„Ich habe von meiner Kindheit an beständig in Ewr. „Majestät Staaten gelebt, und wünsche, mich auf im„mer in denselben niederlassen zu können. Da ich aber „ein Ausländer bin, und das nach dem Reglement er„forderliche Vermögen nicht besitze, so erkühne ich mich „allerunterthänigst, zu bitten:

„Ew. Königl. Majestät wollen allergnädigst geru„hen, mir mit meinen Nachkommen Dero aller„höchsten Schutz nebst den Freyheiten, die Dero Un„terthanen zu genießen haben, angedeihen zu lassen, „in Betrachtung, daß ich den Abgang an Vermögen, „durch meine Bemühungen in den Wissenschaften er„setze, die sich Ew. Maj. Protektion vorzüglicher Weise „zu erfreuen haben.“

Der Markis übergab diese Bittschrift selbst dem Könige im April 1763; aber Moses bekam keine Antwort. Wir waren alle darüber betroffen; und ich gestehe, der sonst so sanfte Moses war hierüber

ziemlich empfindlich, und machte uns, die wir ihn dahin gebracht hatten, wider seinen Willen den Schritt zu thun, gewissermaßen Vorwürfe. Die Sache blieb so einige Monate, weil der Markis voraussetzte, die Bitte sey gewährt worden, und weil Moses auf keine Weise weiter einen Schritt thun, oder auch nur an den Markis, der in Potsdam wohnte, etwas darüber wollte gelangen lassen. Im Julius 1763 sprach der Markis von ohngefähr mit einem von Moses Freunden, und von dessen erhaltenem Schutzprivilegium. Dieser sagte mit Achselzucken: der König habe auf die Bittschrift nicht einmal geantwortet. Der Markis wollte dieß erst gar nicht glauben; da es ihm aber auch von andern bekräftigt ward, so gerieth er in großen Zorn, und rief mit seiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit aus: „Nein das ist zu arg! Da „erkenne ich Ihn gar nicht! Wenns aber so ist, „so soll Er mir es nicht umsonst gethan haben!“

Als der Markis denselben Abend zum Könige kam, fing er schon beym Eintritt ins Zimmer an zu schelten. Der König, der nicht wußte, was er wollte, bezeugte ihm sein Befremden. „Ach!“ rief der Markis aus, „Sire, Sie sind doch sonst „gewohnt Wort zu halten. Sie wissen, daß ich

„so

„so sehr selten etwas von Ihnen bitte. Nun habe
„ich einmal etwas von Ihnen gebeten, nicht für
„mich, sondern für den rechtschaffensten würdig-
„sten Mann. Sie versprachen auch, es zu gewäh-
„ren, und hernach thun Sie es doch nicht. Nein!
„das ist zu arg! darüber muß ich wohl unzufrie-
„den seyn."

Der König versicherte, Moses habe das Schutz-privilegium erhalten. Der Markis aber versicherte, Moses habe auf seine Bittschrift keine Antwort bekommen. Endlich zeigte sich, daß ein bloßes Mißverständniß bey der Sache war. Der König sagte, die Bittschrift müsse durch einen ungewöhnlichen Zufall verloren gegangen seyn †). Moses solle nur noch eine Bittschrift übergeben, sodann wolle er

†) Der König pflegte, wenn er mit jemand von Geschäften zu sprechen hatte, denselben früh Morgens oder des Vormittags zu sprechen. Mit denjenigen Leuten, die er des Abends kommen ließ, unterhielt er sich bloß zu seiner Erholung, und alsdann dachte er nicht an Geschäfte. Da ihm der Markis die Bittschrift des Abends gegeben hatte, so hatte vermuthlich der König des andern Morgens sich nicht mehr daran erinnert, und sie war daher wohl unter andern Papieren verworfen und also ganz vergessen worden.

das Privilegium auszufertigen befehlen. „Gut, „Sire!“ sagte der Markis, „ich werde Ihnen selbst „eine Bittschrift machen. Aber verlieren Sie sie „nicht wieder.“ †) Moses schrieb also auf wiederholtes Verlangen des Markis unterm 19. Julius seine Bittschrift nochmals ab, und der Markis fügte unter seinem eigenen Namen folgendes hinzu:

„Un Philosophe mauvais catholique, supplie un philosophe mauvais protestant, de donner le privilège à un „philosophe mauvais juif. Il y a dans tout ceci trop „de philosophie, pour que la raison ne soit pas du coté ††) „de la demande.“

Darauf erhielt Moses unterm 26. Oktbr. das Privilegium. Die Chargenkasse verlangte von ihm verordnungsmäßig tausend Reichsthaler Gebühren. Diese erließ ihm der König auch im folgenden Jahre 1764.

Im

†) Eh bien! Sire! Je vous ferai moi-même un placet, mais ne le perdez pas!

††) Ein nicht sehr katholischer Philosoph, bittet einen nicht sehr protestantischen Philosophen, einem nicht sehr jüdischen Philosophen das Schutzprivilegium zu geben. Es ist so viel Philosophie dabey, daß es die Vernunft gewiß billigt.

Im Jahre 1779 supplicirte Moses, aus Liebe für seine Kinder, beym Könige unmittelbar:

„Sein Privilegium auf seine Nachkommen bei-
„derley Geschlechts auszudehnen, nach Inhalt der
„General-Schutz-Privilegien."

Dieß schlug ihm der König ab †). Aber König Friedrich Wilhelm II ertheilte es, auf Ansuchen der Wittwe des Philosophen, im Jahre 1787. — *

XIII.

Der Markis war einige sechszig Jahr alt, seine Kränklichkeit nahm zu, das kalte nördliche Klima ward ihm immer beschwerlicher: er wünschte sein liebes Vaterland die Provence wieder zu sehen, besonders auch um seine Gemahlin in solche Lage zu setzen, daß sie nach seinem Tode mit Anstand leben könnte. Es kam hinzu, daß der König auch älter ward, und nicht selten etwas wunderlich war. Er söhnte sich zwar allemal bald wieder mit dem Mar-

†) Die verschiedenen dieß Privilegium betreffenden Umstände, habe ich aus öffentlichen Akten gezogen; ausgenommen die Bittschrift des Markis d'Argens, die der Kabinetsorder vom 24. Oktbr. 1763 nicht beygelegt ist.

kis aus. Dieser war doch aber bey zunehmendem Alter über manche Vorfälle empfindlicher als in jüngern Jahren, wo er alles bloß von der lustigen Seite angesehen hatte. Es ward ihm beschwerlich, Abends zur gesetzten Stunde dem König aufwarten und mit ihm speisen zu müssen, wenn er lieber seiner Gesundheit und Bequemlichkeit gepflegt hätte; kurz, er war des Hoflebens satt, und sehnte sich nach Ruhe. Ich erinnere mich einer interessanten Unterredung hierüber, in welcher er mir einen Theil der Begebenheiten seiner jugendlichen und männlichen Jahre mit der gutmüthigen Beredsamkeit eines alten Mannes erzählte, der auf sein beynahe zu Ende gehendes Leben zurück denkt. Er schilderte besonders mit lebhaften Farben das wenige wahre Gute, und die großen Beschwerlichkeiten des Hoflebens, welches er seit dreißig Jahren genug hatte kennen lernen. Er sagte endlich †): „Der Umgang „mit den Großen hat etwas mit der Natur der „Sünde gemein. Anfänglich scheint er sehr ange„nehm,

†) La Societé des Grands, est de la nature des pechés. Dans le commencement elle semble être bien agréable. Mais dès que le premier agrement est passé, elle trouble vôtre repos.

„nehm, aber, wenn die erste Annehmlichkeit vor„über ist, macht er sehr unruhig.“ Er fing schon im Jahre 1768 verschiedenemal an mit dem König davon zu sprechen, daß er wohl auf ein Jahr eine Reise nach Frankreich machen möchte; der König wollte aber nichts davon hören, weil er befürchtete, der Markis möchte nicht zurück kommen. Endlich schrieb er einigemal an den König, und bat um Urlaub zu dieser Reise. Aber er bekam niemals schriftliche Antwort. Der König suchte es ihm mündlich auszureden, und sagte ihm mehrmals: „Er könne ihn nicht von sich lassen.“

Nachdem der Markis deshalb lange mit dem König unzufrieden gewesen war, und nicht wußte, wie er auf gute Art zu seinem Zwecke gelangen sollte; so fiel ihm, der selbst in allen Stücken so billig dachte, plötzlich ein, der König könnte doch wohl eine hinlängliche Ursache haben, ihn zurück zu halten. Er erinnerte sich, daß er eine ansehnliche Sammlung der vertrauten Briefe des Königs besaß, und glaubte, dieß sey die Ursache, warum ihn dieser nicht von sich lassen wolle. Sogleich holte er sie hervor, las sie sämtlich nochmals durch, und legte sie mit größter Sorgfalt jahrweise in chronologische Ordnung. Er brachte mit dieser Arbeit

einige Wochen zu, in welcher Zeit er nicht aus dem Zimmer ging. Als er alles in Ordnung hatte, schrieb er an den König:

„Er habe bisher noch ein schätzbares Pfand des „Vertrauens, dessen ihn der König gewürdigt habe, „besessen. Er wolle es hiermit dem Könige wie„der zustellen, weil es sich nicht ziemen würde, das„selbe mit sich in ein fremdes Land zu nehmen. Durch „seine beständige Kränklichkeit sey er außer Stand ge„setzt, dem König ferner nützlich zu seyn, und er sey „überzeugt, dieselbe werde nur in einem gelindern „Klima erträglicher werden. Er bitte daher den Kö„nig um seinen Abschied, danke Ihm für die viele ge„nossene Gnade, und versichere, daß Ihm sein Herz da„für ewig ergeben bleiben würde.“

Diesem Briefe war das Paket aller Briefe des Königs versiegelt beygefügt. Dem Könige traten Thränen in die Augen, als er diesen Brief las. Er rief aus: „Wie? Denkt der alte Mann ich „werde nicht Geld genug haben, ihm, so lange er „lebt, seine Pension zu zahlen!“ Er schrieb einen rührenden Brief an den Markis, worinn er ihm Urlaub zur Reise, aber nicht den Abschied ertheilte. Er bat ihn, seine Gesundheit möglichst zu pflegen, und setzte hinzu, wenn er wieder zu ihm kommen

könne

könne und wolle, so würde es ihm eine wahre Freude seyn. Zugleich sendete er ihm das Paket der Briefe unentsiegelt zurück, und versicherte dem Markis, daß er noch sein ganzes Vertrauen habe, und daß Er daher diese Briefe nicht zurücknehmen könne und wolle.

Der Markis reisete im Jahre 1769 nach Frankreich. Der König war so gerührt, daß er ihn nicht wollte persönlich Abschied nehmen lassen, sondern es schriftlich that. Der Markis dachte so delikat, daß er die Briefe des Königs, ungeachtet der König sie ihm nochmals wiedergegeben hatte, nicht mit sich nehmen wollte, sondern sie jemand in Verwahrung gab. Wenn man dieses so redliche und vorsichtige Verfahren des Markis gegen das Betragen Voltaire's hält; so fällt nur allzusehr in die Augen, wer von beyden den König wahrhaftig geliebt habe, und welcher wirklich dankbar gewesen sey.

D'Argens lebte in Frankreich etwas über ein Jahr, meistens zu Eguilles, eine kleine Meile von Aix. Den Winter zu Ende 1770 wollte er bey seiner zweyten Schwester, der Baronesse de la Garde, auf einem Gute nahe bey Toulon zubringen. Es stieß ihm aber bald ein Fieber zu. Er ward deswegen nach Toulon gebracht, wo er aber im An-

fange des Jahres 1771, wie man glaubt, aus Ungeschicklichkeit des Arztes, starb.

Der Markis war ein Mann von ansehnlicher Länge und wohl gewachsen. Er hatte eine offene Physiognomie, welche Jovialität, Gutmüthigkeit und große Lebhaftigkeit ankündigte. Sein Großvater, der Markis de Boyer, war ein großer Kenner der schönen Künste. In seinem Hause wohnten beständig Baumeister, Maler, Bildhauer und Musiker. Er hatte auch einige von diesen Künstlern beständig im Gehalte, wovon im Familien-Pallaste zu Aix noch jetzt Denkmäler zu finden sind. Diese erweckten bey seinem ältesten Enkel die Liebe zu den Künsten. Er gab daher auch gern guten Künstlern in seinem Hause zu Potsdam Zutritt, und empfahl sie dem Könige so viel er konnte. Auch waren die meisten Stunden des Tages in seinem Hause, nebst der Lektur, der Malerey und Musik gewidmet. Seine Gemahlin übte beide Künste auf eine vorzügliche Weise, so wie auch seine Tochter. Er las gern seinen Hausgenossen vor, und begleitete diese Lektür mit mündlichen Anmerkungen. Wenn er während des letztern Winters, den er in Potsdam zubrachte, Abends beym Könige speisen sollte, so as er des Mittags nichts, als

eine Suppe, weil ihm zwey Mahlzeiten des Tages beschwerlich fielen. Während seine Hausgenossen dann zu Mittag aßen, las er ihnen Plutarchs Leben großer Männer in Daciers Uebersetzung vor, um ihnen Vergnügen zu machen. Er ward in seiner ganzen Familie wie ein Patriarch verehrt, und wie ein Vater geliebt; und er verdiente beides. Er selbst liebte den König bis zu seinem letzten Athemzuge. So sehr es ihm in der Provence gefiel, so dachte er doch immer nach Potsdam und an den König mit wahrer Zärtlichkeit und Sehnsucht, und war wirklich willens zurückzukommen, wenn ihn nicht der Tod übereilt hätte. Der König liebte ihn ebenfalls, und sendete nach seinem Tode der Wittwe eine ansehnliche Summe, um ihm in seinem Vaterlande ein Denkmal von Bildhauerarbeit errichten zu lassen. — *

XIV.

Im Jahre 1785 sprach der König mit einem sehr verdienten Manne, von der Art, wie ein junger Prinz, der künftig Regent werden soll, erzogen werden müsse. Unter andern auch darüber, daß ein künftiger Regent früh lernen müsse seine Macht recht zu gebrauchen, aber eben so sehr, sie nicht zu

miß-

mißbrauchen. Er setzte hinzu: „Verschiedene Dinge „sind ihrer Natur nach so beschaffen, daß ein Re„gent nie seine Macht bis auf sie muß ausdehnen „wollen. Darunter gehört hauptsächlich: Reli„gion und Liebe!“— Dieß ist meines Erachtens einer der erhabensten und wahrsten Gedanken, welche je ein Regent eines großen Reichs gedacht, oder gesagt hat. — *

XV.

Im Anfange des Aprils 1786, als der König schon sehr schwach war, und noch auf dem Schlosse in Potsdam wohnte, ließ er sich an einem schönen Tage gegen Mittag auf die sogenannte grüne Treppe tragen, wo er sich an dem warmen Sonnenlichte erquickte. Er hatte schon eine ziemliche Zeit gesessen, als er erst bemerkte, daß die beiden Grenadiere, welche da Schildwache stehen, immer noch das Gewehr scharf beym Fuß hatten. Er winkte einen derselben zu sich heran, und sagte mit gütigem Tone: „Geht ihr immer nur auf und nieder. „Ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier so „sitzen kann.“— *

Zweifel und Berichtigungen
über
schon gedruckte Anekdoten
von
König Friedrich II.

Schon beym Leben des Königs wurden sehr viele Anekdoten von demselben erzählt, besonders in Berlin, wo freymüthig über alle Gegenstände zu sprechen seit dem Regierungsantritte dieses großen Monarchen allgemein gewöhnlich war. Von diesen Anekdoten waren die allerwenigsten wirklich authentisch. Die meisten waren ganz falsch und bloß ersonnen; denn es gab nicht wenig Leute, die sich den Charakter des Königs so wie ihren eigenen vorstellten, und ihm Vorfälle, Antworten und witzige Einfälle andichteten, die ihm nie eingefallen waren noch einfallen konnten. Wenn andere auch etwas Wahres enthielten, so ward es oft mißverstanden, entstellt, und so wie es von Munde zu Munde ging, immer mehr mit Falschheit vermischt,

so

so daß die Wahrheit kaum kenntlich blieb. Diese sogenannten Anekdoten wurden nach fremden Ländern übergetragen, und nicht wenig Leute beurtheilten den Charakter des Königs nach diesen unrichtigen Erzählungen. Wie viele dergleichen habe ich nicht im Jahre 1781 auf meiner Reise durch Deutschland, in verschiedenen deutschen Ländern erzählen hören! Wie wenig fand ich Gehör, wenn ich nur die gröbsten Unwahrheiten dieser Art widerlegen oder in Zweifel ziehen wollte! Ich schwieg daher mehrentheils.

Nach des Königs Tode, da die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf Seinen außerordentlichen Geist, der in seiner sechs und vierzigjährigen glorreichen und glücklichen Regierung so mannichfaltig sich entwickelte, gerichtet war, wurden auch alle Anekdoten von Ihm begierig wieder hervorgesucht, und viele theils einzeln, theils in verschiedenen Sammlungen gedruckt. Man kann eben nicht sagen, daß in einer derselben auf sorgfältige Auswahl, oder auf die Untersuchung von der Aechtheit oder Unächtheit der Erzählungen gesehen wäre. Sie waren nur gemacht die Neugierde zu befriedigen, die sich oft mehr befriedigt hält, wenn eine Erzählung sonderbar oder lustig, als wenn sie wahr ist.

Die

Die mir bekannt gewordenen Sammlungen sind folgende:

Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben Friedrichs II 8. Berlin. XII Sammlungen oder Hefte.

Anekdoten aus dem Leben Friedrichs des Großen. 8. Neuwied. XII Hefte in II Bänden.

(Die Herausgeber dieser beiden Sammlungen haben besonders in den letztern Heften einer des andern Arbeit gebraucht.)

Neue Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II. 8. Küstrin. 1788. 1 Heft.

Beyträge zu den Anekdoten und Charakterzügen aus dem Leben Friedrichs II. 8. Berlin. 1788.

Die **Anekdoten und Charakterzüge** sind, bey allen ihren Mängeln, noch immer die beste Sammlung, sonderlich wenn man sie gegen die *Neuwiedsche* hält, worinn größtentheils falsche und sehr mißverstandene Erzählungen zusammengestoppelt sind. Eben so ist die zu Küstrin herausgekommene *Neue Sammlung*, welche doch verschiedene wahre und sonst nicht bekannte Erzählungen enthält, sehr den *Beyträgen* vorzuziehen; denn diese enthalten eine Menge völlig erdichteter Erzählungen, Unterre-

dungen †), Einfälle, welche dem Geiste des Königs gar nicht ähnlich sehen.

Es ist noch eine reiche Quelle falscher Erzählungen vom Könige vorhanden, in zwey französischen Lebensbeschreibungen des Königs. Die eine schreibt man ziemlich allgemein Voltairen zu ††), und in eini-

†) Z. B. die Unterredungen mit Graun über die Musik vom Tode Jesu, und die Erzählungen, wie der König sich Kirnbergers Buch vom reinen Satze habe vorlesen lassen, sind sicherlich erdichtet. Der König hat sich nie irgend ein deutsches Buch vorlesen lassen, am wenigsten ein Buch über die Theorie der Musik. Die Graunsche Musik zu Ramlers Tod Jesu ist nie in des Königs Gegenwart aufgeführt worden; auch bey der ersten Aufführung im Dome zu Berlin, den 26. März 1755, war er nicht zugegen. Die Erzählungen S. 3, S. 7, S. 11, vom Großfürsten, S. 15, S. 27, S. 28, von Agricola, S. 34 von deutschen Poeten, S. 45, S. 48 die zweyte, S. 51, S. 57, S. 73 von dem berühmten Hrn. Hofrath Zimmermann, S. 77, S. 80, S. 84 bis 90 von dem berühmten Musiker Quanz, die ganz wider des Königs und Quanzens Charakter ist, S. 91 vom Kapellmeister Graun, S. 97. u. a. m. sind gewiß völlig falsch.

††) La Vie privée du Roi de Prusse ou Mémoires peur servir à la Vie de Mr. de Voltaire, écrits par lui-même. 12 Amst. 1785. Der edle Graf Guibert sagt davon sehr richtig: Voltaire a écrit sur le Roi ou

einigen einzelnen Stellen möchte man ihn fast zu erkennen glauben. Es ist aber zur Ehre dieses großen Schriftstellers zu wünschen, daß sie nicht von ihm seyn möge. Sie würde, von ihm geschrieben, den schwärzesten Undank verrathen: denn sie enthält die gröbsten Unwahrheiten, und höchsthämische Wendungen der unschuldigsten Handlungen des Königs; und von sich selbst rühmt er, als was großes und gutes, daß er, unter dem Mantel der litterarischen Freundschaft, ein Spion und geheimer Unterhändler des französischen Hofes beym Könige gewesen sey. Die andere Lebensbeschreibung erschien nach des Königs Tode †). Sie enthält viel gute und wahre Erzählungen, aber eben so viel falsche und unrichtig verstandene. Selbst die bekanntesten Begebenheiten sind zuweilen nicht richtig erzählt ††). Der Verfasser, der, wie man merkt,

ou les plus atroces calomnies, si les faits sont faux, ou les plus viles médisances, s'il a revelé les secrets de l'intimité; le Roi le savait, et il les a toujours méprisées et pardonnées.

†) Vie de Fédéric Roi de Prusse. IV Tom. 8. Strasb. 1787.

††) Der ungenannte Verfasser sagt z. B. an verschiedenen Orten: der König sey im siebenjährigen Kriege in die Reichsacht erklärt worden, (S. Vol. II. der kleinen Ausgabe S. 44. S. 50.) da dieß doch bekanntermaßen nie statt gefunden hat.

merkt, ein wenig Deutsch versteht, hat deutsche Bücher gebraucht, welches ihm einen Vorzug vor solchen französischen Schriftstellern giebt, die in der deutschen Sprache ganz unwissend sind. Aber er hat die deutschen Bücher ohne alle Wahl, gute so wie schlechte gebraucht, er hat sie zum Theil bloß abgeschrieben, und oft das, was sie nur in gewisser Rücksicht sagten, aufs Allgemeine gezogen, und umgekehrt †). Oft hat er die Bücher aus Mangel gründlicher Kenntniß der Sprache gar nicht verstanden, und ist dabey zuweilen in die lächerlichsten Fehler ††) gefallen. Zugleich

†) Z. B. im III. Bande schreibt er das vortrefliche Buch von Schlesien mit sichtlichem Plagium aus, ohne es, so wenig wie ein anderes zu nennen, weiß aber die Einrichtungen, die bloß Schlesien angehen, von denen nicht zu unterscheiden, die Schlesien mit allen preußischen Provinzen ganz oder zum Theil gemein hat, weil er die Länder gar nicht kennt, über deren Verfassungen er zu schreiben unternimmt. Daher sind seine eingemischte eigene Anmerkungen mehrentheils so gar schief.

††) Z. B. im III. Bande (S. 98 der kleinen Ausgabe) sagt er: „*la chambre royale* leve les revenus des „communités des villes.“ Da versteht er nicht was Kämmerey ist, (nämlich die Renthey des Magistrats, welche bloß von den Magisträten abhängt,) und glaubt, es sey von der Königl. Kriegs- und

Do-

gleich mit diesen deutschen theils unsichern, theils schlecht gebrauchten Quellen, folgt er den seichtesten französischen Schriften, besonders auch der ebengedachten lügenhaften Vie privée, die man Voltairen zuschreibt, und einer höchstparteyisch geschriebenen Vie de Voltaire par M. (1787. gr. 8.) aus welcher er alle noch so apokryphische Anekdoten als die ausgemachtesten Wahrheiten in sein Buch überträgt, wie er denn auch aus den deutschen oben angeführten Anekdotensammlungen eine Menge ganz falscher Erzählungen aufnimmt. Es ist leicht zu erachten, welch eine heterogene und unzuverlässige Kompilation dieß Werk seyn muß; von welchem indessen sogar eine deutsche Uebersetzung angekündigt wird, da doch der größte und beste Theil des Werks aus deutschen Büchern genommen ist.

Alle Irrthümer, die in diesen Büchern und manchen andern enthalten sind, rügen oder berich-

Domänenkammer die Rede, welche die Königl. Einkünfte besorgt, aber keinesweges die Einkünfte der Magisträte einfordert. Gerade an dieser Stelle, wo von der Oberaufsicht der Kammern auf die Magisträte die Rede ist, giebt dieser Fehler einen höchst schielenden und ganz unrichtigen Sinn.

tigen zu wollen, würde nicht das Unternehmen eines einzigen Mannes seyn. Das meiste ist so leicht hin erzählt, daß es fast ganz müßte verworfen werden. Bey andern ist Wahrheit mit Falschheit so untermischt, daß es sehr viel Mühe und Nachforschen kostet, beides wieder zu sondern. Es ist aber doch gewiß, daß durch diese vielen falschen Anekdoten, die endlich, so oft wiederholt, für Wahrheit gehalten werden, der Charakter mancher Begebenheiten, und zum Theil auch der Charakter des Königs in ein sehr falsches Licht gestellt wird. Es ist also die Pflicht eines Wahrheitsfreundes, zu berichtigen, so viel er kann, und wenn ihm Erzählungen aus Gründen unwahrscheinlich dünken, wenigstens seine Zweifel anzuzeigen, damit die Wahrheit hervorkomme. Dieß ist der einzige Zweck dieses Abschnitts. Die Herausgeber der Anekdoten werden daher meine Berichtigungen und Zweifel nicht so auslegen, als ob ich ihnen dadurch auf irgend eine Art Vorwürfe machen wollte. Man kann mit dem besten Willen nicht mehr liefern als man hat, und mit der besten Absicht oft eine falsche Erzählung wiederholen, weil man glaubt, sie sey wahr. Besonders geschieht dieses, wenn man nicht Gelegenheit hat, die Wahrheit zu verificiren, oder nicht alle Sorgfalt

dabey anwendet. Bey den Anekdoten, die ich selbst erzähle, kam zwar beides zusammen; aber dennoch kann es wohl seyn, daß ich irgend worinn geirrt habe. In solchem Falle werden mir von jedem, bey dem obige beide Eigenschaften zusammentreffen, Berichtigungen angenehm seyn. Wenn nur wirkliche Wahrheitsliebe da ist, so wird man in jeden einzelnen Fällen schon bey näherer Ueberlegung und Zusammenhaltung der Umstände der Wahrheit näher kommen.

I.

Des Grafen Guibert Ehrengedächtniß †) unsers großen Königs, ist eins von den vorzüglichsten neuern Kunstwerken einer Nation, die so viel schätz-

†) Die deutsche Sprache hat kein Wort, welches dem französischen Eloge völlig entspricht. Es scheint mir, Eloge sey nicht eine bloße Lobschrift; diese würde auf französisch eher Panégyrique heißen müssen. Das Wort Denkschrift ist neu gemacht, und im Singular etwas ungewöhnlich, auch hat es Adelung in sein Wörterbuch nicht aufgenommen. Im Plural haben es die Uebersetzer bisher für das französische Mémoires gebraucht, wofür man viel besser das gute deutsche Wort Nachrichten brauchen könnte.

schätzbare aufzuweisen hat. Der große Ueberblick, die lichtvolle Ordnung, die lebhafte Darstellung der Thaten des großen Mannes, die richtigen Blicke in seinen Charakter, die edle Theilnehmung, der Enthusiasmus der aus Ueberzeugung entspringt, die vollkommene Gerechtigkeit die er dem Könige widerfahren läßt, ohne parteyischer Lobredner zu seyn, machen es würdig, neben unsers Engels Lobrede auf eben diesen großen König gestellt zu werden.

Der Graf Guibert hat in Ansehung der Richtigkeit der Begebenheiten alles geleistet, was man von einem Ausländer und von einem so weit entfernten Ausländer verlangen kann. Es sind freylich kleine Unrichtigkeiten vorhanden, einige Begebenheiten sind nicht ganz aus dem wahren Gesichtspunkte angesehen worden, und konnten es fast

nicht

könnte. Es scheint mir, Eloge (von einer Schrift oder Rede gebraucht) drücke nach dem jetzigen französischen Sprachgebrauche, eine kurze Darstellung der Thaten und des Charakters eines Mannes aus, die so geordnet ist, daß dadurch das Ruhmwürdige seines Lebens erhellt: und eigentlich, so viel ich weiß, pflegt man das Wort Eloge nur bey Schriften oder Reden auf Verstorbene zu gebrauchen.

nicht von jemand der so weit entfernt lebt, der Sprache unkundig ist, von manchen Verfassungen des preußischen Staats, von dem wahren Zusammenhange mancher Begebenheiten, hin und wieder nicht genau unterrichtet seyn konnte. Aber diese kleinen Mängel betreffen selten die großen wesentlichen Vorfälle; davon ist vielmehr, so viel ich weiß, noch kein ausländischer Schriftsteller so gut unterrichtet gewesen. Dieses und die edle Unpartheylichkeit im Urtheilen, macht dieses Ehrengedächtniß den Deutschen höchst wichtig, welche so gewohnt sind, von Ausländern unrichtig verstanden und unbillig beurtheilt zu werden.

Es würde vielleicht nicht ohne Nutzen seyn, auch die kleinsten Unrichtigkeiten in einer in ganz Europa so allgemein gelesenen und bewunderten Schrift anzuzeigen und zu erörtern; denn Wahrheit ist doch das erste Erforderniß der Geschichte. Ich will jetzt nur einen Zweifel über eine Erzählung des Grafen mittheilen. Sie scheint mir ein lehrreiches Beyspiel, wie schwer es in vielen Fällen ist, die Glaubwürdigkeit einer Geschichte völlig außer Zweifel zu setzen, besonders die Glaubwürdigkeit von Anekdoten.

Der Graf Guibert erzählt (S. 148): der König habe während des Feldzugs 1761 †) Gift bey sich getragen. Er versichert, der Ober-ste

†) Es verdient angemerkt zu werden, daß vor diesem Feldzuge, wo die Umstände des Königs so sehr schlecht standen, Derselbe (im Febr. 1761) anfing: den armen Einwohnern in Berlin bey der damaligen großen Theurung Brod austheilen zu lassen. Damals waren die Einwohner von Berlin, alles mitgerechnet, kaum 100,000, davon empfingen an 30,000, worunter auch sehr viel Soldaten-Weiber und Kinder waren, wöchentlich Brod. Der nachmalige K. Hofstaatssekretär Hr. Stiegel, welcher damals selbst die Austheilung besorgte, hat mir dieß erzählt. Berlin ist nicht reich, und wird es nie werden. Es kommen zwey Ursachen der Armuth des ganz gemeinen Standes zusammen, nämlich daß diese Stadt eine Hauptstadt und zugleich eine Manufakturstadt ist. Wenn es also gleich auf der einen Seite zeigt, wie sehr Berlin im siebenjährigen Kriege mitgenommen war, da schon 1761 beynah der dritte Theil der Einwohner Allmosen empfing; so ist es auf der andern Seite einer der ruhmwürdigsten und edelsten Züge des Charakters dieses Helden, der in eben dem Jahre, wo im Felde die Sachen so schlecht standen, (daß man ihn sogar in Verdacht hatte, er wolle sich selbst vergiften) sich der Armen seiner Hauptstadt väterlich erinnerte, und eine so reichliche Austheilung unter sie veranlaßte. Er, dem es damals selbst so sauer ward, die zu Führung des Krieges nöthige Gelder zusammenzubrin-

ste Quintus-Icilius habe es in handschriftlichen Nachrichten aufgezeichnet, und habe es ihm mündlich verschiedenemal wiederholt.

Ich muß gestehen, daß ich eigentlich nicht absehen kann, in welchen handschriftlichen Nachrichten Quintus diese Anekdote könnte aufgezeichnet haben. Einst sprach er mit mir über die Beschaffenheit der eigenen Nachrichten des Königs vom siebenjährigen Kriege, wovon ihm der König einen Theil hatte zu lesen gegeben, und die nun gedruckt werden. Er sagte dabey: Er selbst habe Lust, über denjenigen Theil dieses Krieges, dem er beygewohnet, etwas aufzusetzen, und er habe auch schon an verschiedene Stabsofficiere geschrieben, um sich von ihnen einige Nachrichten zu erbitten. Aber ohngefähr ein Jahr vor seinem Tode sagte er mir, seine Korrespondenten wären nicht dienstfertig gewesen, um ihm das, was er wollte, mitzutheilen, und er selbst habe nicht Zeit gehabt, daher habe er nichts zu Stande gebracht. Ich

bringen! Und welch ein Zeichen seiner weisen Regierungskunst, daß er ein so ausgesogenes Land in zwanzig Jahren wieder in den vorigen Wohlstand brachte!

habe auch von dessen Frau Wittwe nicht gehört, daß er etwas von ausgearbeiteten Handschriften hinterlassen hätte. Indessen kann es seyn, daß dennoch dergleichen vorhanden wären.

Ich bin sehr weit entfernt im geringsten zweifeln zu wollen, daß der Oberste Quintus dem Grafen Guibert die obige Nachricht mündlich gesagt habe. Das Wort dieses edlen Mannes ist Bürge genug dafür. Indessen, die Glaubwürdigkeit der Thatsache selbst wird von sehr vielen Personen sehr bezweifelt. Und, was das sonderbarste ist, mir hat der Oberste Quintus, freylich nicht mehrmals, aber doch Einmal, ganz positiv gesagt:

„Es trügen sich viele mit dem Mährchen, der „König habe während des siebenjährigen Krieges, „als die Sachen sehr schlecht gestanden, Gift bey „sich getragen; aber er wisse gewiß, es sey nicht „andem." Er setzte noch hinzu: „Es sey nicht „einmal wahrscheinlich; denn der König, wenn „er ja hätte sterben wollen, hätte ja den Tod viel „glorreicher unter tausend feindlichen Flinten- oder „Kanonen-Kugeln finden können."

Hier ist also Zeugniß gegen Zeugniß. Der Widerspruch ist freylich sonderbar. Indessen will ich daraus weiter nichts folgern, als daß Quintus

über diese Sage zu verschiedenen Zeiten verschiedene Meynung gehegt hat.

In sofern sein Zeugniß in dieser Geschichte etwas gelten kann, so würde es freylich sehr darauf ankommen, ob er das, was er mit dem Hrn. Grafen Guibert sprach, eher oder später gesagt habe, als was er mir sagte. Denn wahrscheinlich wird seine letzte Meynung wohl die geprüfteste gewesen seyn. Ich gestehe, daß ich mich nicht genau erinnern kann, zu welcher Zeit er mir dieß erzählte, ungeachtet ich damals dieses Gespräch mir gleich aufzeichnete. So viel ich mich erinnere, war es während seines Winteraufenthalts in Berlin, gegen das Ende 1773, oder im Anfange 1774; und der Graf Guibert war, wie ich meyne, im Jahr 1772 in Potsdam.

Indeß, wenn auch bey näherer Untersuchung diese Thatsache sollte wahr befunden werden, welches ich bis jetzt kaum glaube, so muß ich doch gestehen, daß ich von dem moralischen Werthe derselben eine ganz andere Meynung hege als der Herr Graf. Er sagt: „Man würde es ungern sehen, „wenn diese Anekdote nicht wahr seyn sollte. Es „liegt so etwas edles und rührendes in dem Anblick eines großen Mannes, den Widerwärtigkeiten niederdrücken, und der, bey dem Gefühle,

„daß

„daß sein Genie nicht länger gegen das Schicksal „kämpfen könne, sich im Stillen noch eine Zuflucht „in seinem letzten Unglücke, und einen Weg offen „hält, um aus dem Leben zu scheiden." Mir scheint, man könne, (im Falle anders die Geschichte wahr seyn sollte,) den König höchstens entschuldigen, wenn er etwa auf den Fall gedacht hätte, er könnte blessirt und gefangen werden, und allenfalls befürchtet hätte, er möchte alsdann so schwach werden, Bedingungen einzugehen, welche dem Staate nachtheilig werden könnten, daß er in solchem Falle lieber den Tod habe vorziehen wollen. In jedem andern Falle scheint es mir, wenn er gar keine Hofnung mehr gehabt hätte, würde er ins Gefecht gegangen seyn, um zu siegen, oder zu sterben. Dieß wäre Seiner würdiger gewesen, und siehet auch, meiner Meynung nach, Seiner Denkungsart ähnlicher.

II.

Ich will noch an einem Beyspiele zeigen, wie es oft mit der historischen Wahrheit beschaffen seyn mag, und wie wenig Wahrheit zuweilen Nachrichten enthalten, die allgemein für glaubwürdig gehalten werden. Die Erzählung, daß der König während eines Feldzugs Gift bey sich ge-

getragen hatte, betrift einen Vorfall, der seiner Natur nach ganz geheim war, und wo also die Nachrichten um so viel eher verschieden seyn konnten. Hier aber ist eine Begebenheit, die vor den Augen einer ganzen Stadt sich sollte zugetragen haben, die in öffentlichen gedruckten Nachrichten erzählt und seit mehr als zwanzig Jahren bis jetzt nie widersprochen ward.

Im Februar 1767 fragte der König einst bey seiner Tafel, wie er zuweilen zu thun pflegte: Was sagt man Neues in Berlin? Es fiel jemand ein zu antworten: Die Leute sagen, es würde nächstens wieder Krieg entstehen. Der König, der vielleicht seine Ursachen haben mochte, fuhr darüber auf, und sagte: „Was das für dummes „Geschwätz ist! Die Leute reden nur immer vom „Kriege, weil sie nichts anders zu reden haben. „Man muß ihnen Gelegenheit geben, von etwas „anderm zu sprechen.“ Er schickte darauf an einen vertrauten Mann folgenden Aufsatz, mit dem Befehle, ihn in beide Berlinsche Zeitungen einrücken zu lassen:

„Aus Potsdam wird folgendes gemeldet: Am 27sten „Febr. des Abends wurde der Himmel ganz dunkel; „finstere durch ein Gewitter zusammen gezogene Wol„ken, wovon man wenig Exempel hat, bedeckten den

gan-

„ganzen Horizont. Es donnerte bey starken Blitzen,
„und bey den verdoppelten Schlägen fiel ein Hagel,
„dessen man sich bey Menschengedenken nicht zu erin-
„nern gewußt. Von zwey Ochsen, die ein Bauer an
„einem Wagen gespannt, um nach der Stadt zu fah-
„ren, wurde einer auf der Stelle erschlagen; viele ge-
„meine Leute wurden in den Straßen verwundet, und
„ein Brauer zerbrach dadurch den Arm. Die Dächer
„wurden durch die Schwere des Hagels zerschmettert;
„alle Fenster in den Häusern, die gegen den Wind la-
„gen, der dieses Ungewitter fort trieb, wurden einge-
„schlagen. Man hat in den Straßen große Klumpen
„von Hagel wie Kürbisse angetroffen, die nicht eher
„als 2 Stunden nachdem das Ungewitter aufgehöret,
„geschmolzen sind. Dieses besondere Phänomenon hat
„einen sehr großen Eindruck gemacht. Die Naturfor-
„scher behaupten, daß die Luft nicht Gewalt genug
„habe, diese feste und zusammen gefrorne Klumpen zu
„tragen, und daß die kleinen Hagelkörner in den durch
„die Heftigkeit des Windes zerrissenen Wolken sich
„wegen ihrer Menge im Herunterfallen vereinigt, und
„nicht eher diese außerordentliche Gestalt bekommen
„haben, als da sie nicht weit mehr vom Erdboden ge-
„wesen. Es mag nun dieses zugegangen seyn, wie es
„will, so ist es doch gewiß, daß dergleichen Vorfall sehr
„selten, und beynahe ohne Exempel ist.“

Die-

Dieser Aufsatz ward auch wirklich in beide Berlinsche Zeitungen vom 5. März 1767 Nr. 28 eingerückt. Der König erhielt seinen Zweck, daß von dieser Begebenheit in ganz Berlin geredet ward. In Potsdam hingegen war man äusserst verwundert, weil man daselbst von einem solchen Gewitter gar nichts gehöret hatte. Es kamen viel Briefe aus Potsdam, besonders an die Verleger der Zeitungen, worinn man diesen berichtete, daß sie sich mit einer falschen Nachricht hätten hintergehen lassen, die sie widerrufen müßten. Diese, welche das Geheimniß wußten, und es nicht verrathen durften, beantworteten dergleichen Briefe nicht. An einen aber, der den Widerruf durchaus verlangte, ward geschrieben: **Man wisse gewiß, diese Begebenheit sey wirklich geschehen.** Dieser Brief ward in Potsdam zur Verwunderung vieler Leute vorgezeigt. Einige fingen nun dort selbst an, es für möglich zu halten, daß etwa noch am späten Abende ein Gewitter gewesen wäre, das sie nicht gehört hätten. Man redete von dieser Begebenheit, untersuchte sie nicht weiter, und vergaß sie endlich. Sehr wenige wußten die rechte Veranlassung.

Aus den Berlinschen Zeitungen kam diese Geschichte fast in alle Zeitungen von Europa; und niemand sagte ein Wort von der Unwahrheit oder Unwahrscheinlichkeit der Begebenheit. Das lustigste war, daß ein sonst sehr gelehrter und verdienter Mann, Herr Professor Titius in Wittenberg, in einem Buche das im folgenden Jahre heraus kam †), über diesen Vorfall ganz ernsthaft ein **physikalisches Bedenken** gab. Er fand alles ganz natürlich, und sagt ausdrücklich: „Es könne die Sache „gar wohl dem gewaltsamen Sturme beygemessen „werden, womit die Hagelsteine aus einer großen „Höhe der Wolken hernieder stürzten.“ Nur die Klumpen Hagel, so **groß wie Kürbisse**, schienen ihm etwas zu unverdaulich; und er fand dabey zu erinnern: „diese Klumpen wie Kürbisse „müßten schwerlich von einzelnen Hagelsteinen verstanden werden, sondern man müßte die zusammen gesammleten Haufen der Hagelkörner dafür „annehmen.“ Endlich setzt er noch hinzu: „**Möglich** ist die **Größe** wohl, aber weil weder das „Gewicht angegeben, noch bewiesen ist, daß der

„Ochse

†) J. D. Titius gemeinnützige Abhandlungen zu Beförderung der Erkenntniß und des Gebrauchs natürlicher Dinge. Erster Theil. Leipzig 1768. gr. 8.

„Ochse eben von dem Hagel erschlagen sey, u. s. f.
„so bleibt die Sache noch bedenklich!“

Wer hätte denn nun diese Erzählung nicht für völlig verificirt halten sollen! Hätte etwa jemand nach funfzig Jahren an der Begebenheit zweifeln wollen, so würde man diesem gewiß antworten: „Wie wäre es möglich, eine solche Begebenheit, „die doch in Potsdam von der ganzen Stadt hat „bemerkt werden können, zu erdichten? Wozu „hätte man so etwas erdichten sollen? Es hat „in Berlin kein Mensch öffentlich widersprochen, „so wenig wie in Potsdam, das so nahe an Ber„lin liegt. Ein gelehrter Professor, der acht Mei„len von Potsdam wohnte, der sich sehr wohl da„selbst hat erkundigen können, der ein ganzes Jahr „Zeit hatte, sich zu erkundigen, hat an der Wahr„heit dieser Begebenheit so wenig gezweifelt, daß „er bloß wegen eines Nebenumstandes eine kleine „physikalische Bedenklichkeit zeigte!“

Und bey allen dem, war doch diese ganze Sache eine bloße Erdichtung. Ich gestehe, ich lächelte damals schon über die Ernsthaftigkeit, mit welcher Herr Prof. Titius diese Begebenheit behandelte. Ich nahm mir vor, bey der Recension seines Buchs, in der allgemeinen deutschen Bibliothek,

gelegentlich etwas über die eigentliche Beschaffenheit dieses Vorfalls beyzufügen. Zufälligerweise ward dieses Buch gar nicht recensirt; denn der Recensent wartete, um mit dem 1sten Theile zugleich den 2ten zusammen zu nehmen, welcher aber niemals erschienen ist. Also ging auch diese Gelegenheit vorbey; und hätte ich nicht bei der jetzigen Veranlassung daran gedacht, so wäre diesem Histörchen niemals widersprochen worden. Freylich wäre der Schaden nicht so gar groß. Aber es geht mit viel wichtigern Begebenheiten eben so. Ich weiß mehrere Vorfälle, welche in gedruckten Büchern oft wiederholt und allgemein geglaubt werden, ungeachtet mehrere Augenzeugen leben, die die wahre Beschaffenheit ganz anders wissen. Sie haben aber dieselbe entweder nicht öffentlich sagen mögen, oder nicht sagen dürfen; und so wird endlich die Falschheit für Wahrheit angenommen.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich, 1733-1811

Anekdoten von König Friedrich II. von Preussen, und von einigen Personen, die um ihn waren nebst Berichtigung einiger schon gedruckten Anekdoten

Bd.: 1. Heft

Berlin ; Stettin 1788

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Bio 5585 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11236211-9
VD18 11078286-003